

Trennt Magazin

Nr. 11 [Frühling 2016]



FOTOGRAFIE
*Die Prophezeiungen –
wenn Gaia ihre Kinder schickt.*

REPORTAGE
*Der Retter der Dörrpflaume –
wenn ein Berliner Arzt altem Obst hilft.*

KOSMOS
*Die Meeresfrüchte der Zukunft –
wenn es mehr Plastik als
Fische im Ozean gibt.*

HOT STOFF

*Wie Designer mit anderen Stoffen und
sparsamen Schnitten die Mode revolutionieren*

Inmitten der traumhaften Strände der Malediven liegt eine Müllinsel. Auf dem Inselatoll Thilafushi werden jeden Tag mehr als 330 Tonnen Abfall verkappt. Der Plastikmüll entsteht, weil die Malediven beispielsweise auf abgefülltes Trinkwasser zum Überleben angewiesen sind. Außerdem trägt die Meeresströmung den Müll der Welt an die Inselküsten. Dass dieser Plastikmüll eine immense Bedrohung für das Leben unserer Meere darstellt, zeigt die amerikanische Abenteurerin Alison Teal in ihrem Film „One Person's Trash Is Another Woman's Bikini“.



FOTO Sarah Lee



Liebe Leserinnen und Leser,

die Modeproduktion wird immer schneller. Das belastet nicht nur die Designer, die immer mehr in immer kürzerer Zeit auf den Laufsteg bringen müssen. Auch die Umwelt leidet darunter. „Die Mode, wie wir sie kennen, ist tot“, sagt die renommierte Trendforscherin Li Edelkoort. Wenn sie wieder auferstehen will, braucht sie einen radikalen Wandel. Aber wie kann der aussehen?

In unserer Titelgeschichte stellen wir die wichtigsten Ansätze und einige Vordenker vor. Plötzlich sind die Lieblingsjeans der Fashionistas aus recycelter Baumwolle und Stars wie der Musiker Pharrell Williams werben für Garne aus Ozeanmüll. Aus Plastikflaschen werden Schuhe, aus Tüten Trikots – angeregt werden solche Projekte auch von der Meeresschutzorganisation Parley for the Oceans. Ihr Ziel ist es, Menschen aus verschiedenen Branchen zum Schutz der Natur zusammenzubringen. Mitgründer Cyrill Gutsch hält Plastik für einen Designfehler. „Die gesamte Modeindustrie ist heute abhängig von synthetischen Materialien. Wir müssen es für Unternehmen lukrativer machen, die Ozeane und die Natur zu schützen, als sie zu zerstören“, fordert Gutsch, den wir für diese Ausgabe interviewt haben.

Plastik umgibt uns in nahezu jeder Minute im Alltag. Die Abfall-Expertin der BSR, Franziska Voß, klärt uns im Ratgeber über den „Mythos Plastik“ und seine Alternativen auf. Im „Kosmos“ zeigen wir, was aus den etwa 8 Millionen Tonnen Plastikmüll wird, die pro Jahr in unsere Meere gelangen. Und wie hier zu Lande weggeworfener Kunststoff verwertet wird, erzählt Alba-Abfallmanager Jörg Gerlach im Porträt.

Ihre Mahnung, sorgsamer mit der Erde umzugehen, haben der Fotograf Fabrice Monteiro und der Modedesigner Doulsy in eindrucksvollen Installationen in Szene gesetzt. Sie bestehen aus Trümmern und Müll, die sie an zehn verschiedenen Orten im Senegal gesammelt haben. „Die Prophezeiung“ heißt die Fotostrecke, die in diesem Heft zu sehen ist.

Wer jetzt auf den Gedanken kommt, in seinem Leben etwas ändern zu wollen, bewusster zu konsumieren oder sogar plastikfrei zu leben, sollte noch einen Blick in die vorgestellten Trenntprojekte werfen. Oder sich von Nunu Kaller inspirieren lassen, die irgendwann einfach gesagt hat: Ich kauf nix!

Viel Spaß beim Lesen!

Ihr Trenntstadt-Team

INHALT

Es riecht Seite 16

Nach Veränderung: Modedesigner suchen angesichts knapper werdender Ressourcen nach neuen Stoffen. Ilka Brand macht zum Beispiel Ledertaschen aus Fischhaut. Die riechen aber nicht.



Noch ganz knusper? Seite 54

Herrn Graebel kann man in allen Geschmacksfragen vertrauen. Muss man auch: Von seinem Besuch im Dörrwerk hat er jedenfalls kein Fruchtpapier mitgebracht, sondern alles allein aufgegessen.



Das ist keine Trompete Seite 6

Das ist jetzt Upcycling-Kunst. In den Trenntprojekten gibt es davon ganz viel.

Gaia stirbt Seite 40

In einer epischen Fotoserie hat Fabrice Monteiro die Kinder der kranken Mutter Erde als Müllmonster auferstehen lassen.

- 6 **TRENNTPROJEKTE** Die schönsten Seiten der Wiederverwertung
Wie ein Handtuch zur Schale wird und andere Verwandlungen
- 16 **TITEL** Die Modebranche braucht neuen Stoff
Und experimentiert mit Fischleder, Zero Waste und Kreisläufen
- 30 **INTERVIEW** Plastik ist ein Designfehler
Der Werber Cyrill Gutsch macht aus Ozeanplastik ein großes Ding
- 34 **PORTRÄT** Der letzte Mann
Jörg Gerlach weiß, was vom Plastik-Recycling übrig bleibt
- 37 **SELBSTVERSUCH** Bin ich ein textiler Junkie?
Nunu Kaller hat ein Jahr lang keine Klamotten gekauft
- 40 **FOTOGRAFIE** Die Prophezeiungen der Djinns
Mythengestalten erstehen aus Meeremüll auf
- 54 **TESTIMONIAL** Herr Graebel isst ein süßes Früchtchen
Unser Autor hat aus aussortiertem Obst Fruchtschnitten gemacht
- 57 **ÄUSSERE WERTE** Berliner Begleiterscheinung
Fünf Dinge, die man über die Bierflaschen wissen kann
- 58 **TRENNTFÖRDERUNG** Ein Himmelreich für ein Marmeladenglas
Was Berliner mit Müll auch machen können

- 60 **FUNDSTÜCKE** Was uns glücklich macht ...
Es soll in der Schweiz Menschen geben, die Blumensträuße essen
- 63 **TRENNTVORBILD** Rach sucht das perfekte Frühstück
Der Restauranttester trinkt Kaffee aus dem Thermobecher
- 64 **ÜBERBLICK** Die große Welt des Mülls
San Francisco will bis 2020 den Verkauf von PET-Flaschen verbieten
- 66 **RECYCLINGECKE** In Indien geht der Abfall online
Eine App hilft in Bangalore beim Müllsammeln
- 68 **KOSMOS** Im Strudel
Turbulente Fakten über Ozeanplastik
- 70 **KINDERSEITE** Bananen-Shake-Rezept
Wie die braune Banane zur Leckerei wird
- 71 **RATGEBER** Waschen für jedes Level
Auch ohne umweltbelastende Waschmittel wird Wäsche sauber
- 77 **IMPRESSUM UND VORSCHAU**
Zeiten des Umbruchs
- 78 **PROTOKOLL** Getrennt befragt
Sollen Modeketten ihre Altkleider wieder zurücknehmen?

FOTOS: Lars Borges, Stephan Pramme, Daniel Carrion Rivas, Fabrice Monteiro | FOTO rechts Sarah Lee



TRENNT projekte

BRETTER PORTÉ

Die Skaterinnen Melanie Ruff und Simone Melda wollten mehr über die Herkunft ihrer geliebten Boards wissen – nur um festzustellen, dass diese wenig transparent ist. Sie kurbelten deshalb eine eigene, umweltfreundliche, lokale Produktion an. „Sozial fair, nachhaltig, Handwerk aus Österreich“ – so beschreibt Ruff ihre Ruffboards. Das sind ausrangierte Snowboards von Skiverleihen in ganz Österreich, die in einer kleinen Wiener Manufaktur zu Longboards umgebaut werden. Um eine größere Stückzahl anbieten zu können, schlossen die beiden eine Kooperation mit der Tischlerei des Vereins Neustart: „Der Verein arbeitet mit Haftentlassenen zusammen, also mit Menschen, für die in der Wirtschaft sonst nicht viel getan wird“, erklärt Ruff. Dieses Jahr werden die Gründerinnen ihre Manufaktur in einen Pick-up laden, um auf Musikfestivals und Surf-Cups die Bretter vor Ort zu produzieren. Transparenz funktioniert eben doch.

www.ruffboards.com

FOTO: Carolina Frank

3 FRAGEN AN:

an Anna Behrendt (im Foto rechts),
Leiterin des Tiffin-Projekts, das die
Plastikverpackungen beim Take-away-Essen
durch Boxen aus Edelstahl ersetzen will.



Wie entstand die Idee für nachhaltiges Take-away?

Unser Projekt ist eine Initiative des Unternehmens „ECO Brotbox“, dessen Gründer Mustafa Demirtas sich schon viel mit dem Thema Plastik- und Schadstoffvermeidung im Alltag auseinandergesetzt hat. Als er zusammen mit seiner Frau im Kino den indischen Film „Lunchbox“ gesehen hat, waren beide begeistert, wie in Mumbai Essen in Mehrwegbehältern verteilt wird. Hier kommen die „Tiffin-Boxen“ schon seit über 100 Jahren täglich zum Einsatz. Er fragte sich, warum man so etwas nicht auch bei uns im Take-away-Bereich einsetzt.

Wo werden diese schadstofffreien Boxen produziert?

Sie werden direkt in Indien hergestellt. Wir arbeiten dort mit einem kleinen Familienunternehmen in Südindien zusammen, wo die Erfahrung dreier Generationen in der Produktion zusammenkommt. Zudem war uns wichtig, dass den Mitarbeitern faire Löhne gezahlt und natürlich keine Kinder beschäftigt werden. Der verwendete Edelstahl wird vom staatlichen Edelstahlproduzenten Indiens, der „Steel Authority of India“ (SAIL), bezogen. Dort gelten strenge Produktionsrichtlinien.

Wie kann man an dem Projekt teilnehmen?

Als Kunde kann man sich kostenlos bei einem unserer Partnerrestaurants registrieren, wo man eine Mitgliedskarte erhält. Die lässt man als Pfand zurück, wenn man sein Essen in der vierlagigen Box abholt. Anschließend hat man eine Woche „Leihfrist“, um den Behälter in das Restaurant zurückzubringen. Die Restaurants bekommen von uns ein Starter-Set. Sie sind dann dafür zuständig, die Boxen zu lagern, zu reinigen und den Kunden das Projekt nahezubringen. Im Gegenzug dafür übernehmen wir die gesamte Administration.

www.thetiffinproject.org

PRODUKTGESCHICHTE



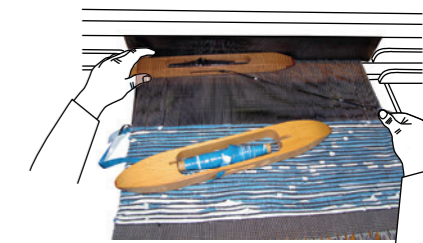
VON DER TÜTE ZUR TASCHE

Als die Handwebmeisterin Waltraud Münzhuber vor 17 Jahren die Schublade ihrer damaligen WG aufzog, quoll diese über vor Plastiktüten. Das brachte sie auf eine Idee.



Mit der Schere zerschneidet sie sieben bis acht Tüten spiralförmig, sodass sie in einem Streifen auf das Webschiffchen aufgezogen werden können.

Auf dem Maschinenwebstuhl werden die Plastikstreifen zu einem Schlauchgewebe verflochten. So entsteht ein rundes Produkt, bei dem keine Seitennähte mehr nötig sind.



Zuletzt werden die Einzelstücke gefüttert, verstärkt, zusammengenäht, mit Schlaufen verziert oder mit Trägern bestückt.

www.wally-huber-kunststoff.de



VORHER

ZELT-RESTE

Gerade als Bettina Kletzsch überlegte, was sie nach ihrem Modedesign-Studium machen sollte, traf sie nahe ihrem sächsischen Heimatdorf einen Rucksackfabrik-Besitzer wieder. Bei der Besichtigung der Fabrik in Bretnig stieß sie in einer Ecke auf einen Haufen Zelte, der weggeworfen werden sollte. Für Kletzsch bedeuten diese Reste aber mehr, sie symbolisierten für sie „zusammengerollte Geschichten“, wie sie sagt. „Das waren mal Behausungen, in denen DDR-Bürger ihren Urlaub an der Ostsee verbrachten.“

NACHHER

ZELT-BEUTEL

FOTO Dorathee Kletzsch, Jenny Bewer

Es reizte die gebürtige Sächsin, an dem verwaisten Industrieort wieder Rucksäcke aus diesen Relikten zu nähen. Während Bettina Kletzsch Zeltfragmente auseinandernahm und zu neuen Rückenbeuteln zusammenpuzzelte, setzte sie sich persönlich damit auseinander, wie viel sie noch von dem Land, in dem sie aufwuchs, in sich trägt. Nun freut sie sich, falls die Stoffe wieder das Meer sehen.

www.bettinakletzsch.com

ÜBERBLICK

Plastikfreie Läden

Die Produkte in diesen Shops sollen ohne Plastik verkauft werden. Angebote gibt es mittlerweile viele – analog und online.

MONOMEER

Wenn ich mir etwas wünschen dürfte, dann wäre es diese Schlagzeile: „Monomeer verkauft plastikfreie Wimperntusche“, sagt Susan Rößner. In ihrem Onlineshop verkauft sie ausschließlich Produkte, die kein Plastik beinhalten und ohne Plastik verpackt sind. Wimperntusche gibt es noch nicht, aber Lippenstift, Deo, Tacker und Einmachgläser.

www.monomeer.de

ORIGINAL UNVERPACKT

Als einer der ersten Supermärkte hat in Kreuzberg „Original Unverpackt“ eröffnet: In den Räumlichkeiten einer ehemaligen Metzgerei werden Spirituosen, Putzmittel, Lebensmittel und Kosmetik zum Abfüllen angeboten. Auch möglich: Einfach eine Bio-Kiste mit frischem Obst, Gemüse und Trockenprodukten zu sich nachhause liefern lassen.

www.original-unverpackt.de

EINFACH OHNE PLASTIK

Kinderspielzeug ohne Plastik? Nicht einfach zu bekommen. Aber was ist mit Töpfchen für die Kleinen? Fast unmöglich zu finden! Wie gut, dass der österreichische Versandhandel „Einfach ohne Plastik“ eine große Auswahl für Babys im Sortiment hat – darunter auch Bade-Enten aus Naturkautschuk. Für die klassischen „Plastik-Stolperfallen“ wie Aufbewahrungsdosen gibt es Edelstahl-Varianten.

www.einfach-ohne-plastik.at

LAGUNA ONLINESHOP

Die Auswahl ist recht klein, aber dafür geschmackvoll: Baby-Löffel aus Bambus, tragbare Jute-Beutel und Hüllen aus Filz oder Leder für Laptops. Gründer Julian von Gebhardi hat den Shop nach einem Aufenthalt in Südostasien gegründet, wo das Plastik-Problem noch viel größer als bei uns ist. Er fängt erst mal vor der eigenen Haustür an zu handeln.

www.laguna-onlineshop.de

ILLUSTRATION Juliane Filiep

NEU GEFASST



Lange Zeit suchten Katrin und Andy Wyeth nach der perfekten Lampe für ihr Esszimmer. Heute wissen sie: „Zum Glück haben wir diese nie gefunden!“ Denn der Mangel inspirierte die Werber aus Düsseldorf, selber zu designen. Sie zerlegten ein ausgedientes Stahlfass in drei Teile – die ersten Lichtfässer entstanden. Die 60- oder 200-Liter-Fässer sehen in ihrer Ursprungsform abschreckend nach Giftmüll-Transport aus. Doch als Hängeleuchte strahlen sie glänzenden Industrie-Charme aus.

www.lichtfasscompany.com





WAS IST EIGENTLICH: DYCLE?

Die Japanerin Ayumi Matsuzaka ist Künstlerin und Sozialunternehmerin.

Dycle ist die Abkürzung für „Diapers Cycle“ – Windelkreislauf. Einwegwindeln machen rund zehn Prozent des Restmülls in Deutschland aus. Unser Ziel ist es, den Kreislauf der Nährstoffe zu schließen, indem Windeln nicht mit dem Hausmüll verbrannt werden, sondern zu fruchtbarer Erde transformiert werden. Das so gewonnene Substrat wollen wir zur Kultivierung von Obstbäumen nutzen.

In einem Testlauf mit 20 Familien in Berlin haben wir gezeigt, dass unsere Idee in der Praxis funktioniert. Die Testfamilien erhielten entsprechende Behältnisse, in denen sie die gebrauchten Babywindeln geruchsfrei sammeln und mit aktiver Biokohle vermischen. Nach einer Woche war der Eimer voll und wurde an der zentralen Stelle in Sammelbehälter ausgeleert. Es dauerte knapp sechs Monate, bis daraus Schwarzerde entstand. Die Umsetzung soll nun innerhalb nachbarschaftlich organisierter Gemeinschaften geschehen. Mit Interessierten, darunter ein Kindergarten, sind wir im Gespräch.

www.dycle.org

Ich war einmal ...

...ein Lieblings-T-Shirt. Ich wurde jahrelang getragen, erst auf Partys, später nur noch zum Sport. Schließlich hing ich im Schrank ab und wurde Opfer von gefräßigen Motten. Da galt ich plötzlich als abgetragen, so löchrig und ausgewaschen, wie ich war. Doch meine Besitzerin hatte so viel mit mir erlebt, dass sie mich nicht samt den Erinnerungen in die Altkleidersammlung werfen wollte.

Stattdessen hatte sie eine Idee für eine Verwandlung: Sie schickte mich an Eva Kaiser nach Karlsruhe. Ich dachte, ich werde da gerettet, stattdessen wurde ich erstmal zerfetzt und in Streifen zerlegt – Schock! –, danach aber zum Glück wieder geflickt. Sie häkelte mich zu einem Kissenbezug zusammen. Ich alter Schwitzschatz fühlte mich nicht nur wie zu neuem Leben als Lieblingsstück erweckt, ich war es auch. Jetzt eben als Design-Kissen zum Kuseln. Meinen Stil konnte ich ja behalten, es wurde nur alles etwas entspannter. Ich hätte auch ein Teppich werden können – aber so hängt es sich im wohl verdienten Ruhestand gemütlich auf dem Sofa ab.

www.lumikello.de



IM NEUEN GEWAND

70 bis 80 Tonnen Baumwollreste fallen bei dem Handtuchhersteller „Möve“ pro Jahr an, der Großteil davon wird verbrannt. Das Designer-Duo Stieghan & Krupka, das sich auf nachhaltige Produkt- und Materialentwicklung spezialisiert hat, macht das Beste daraus: „Wo andere Abfallmaterialien sehen, sehen wir wertvolle Rohstoffe, für die es sich lohnt, nach neuen Nutzungsmöglichkeiten zu forschen“, sagt Katrin Krupka. Dank der Reste von „Möve“ entstand ihr Projekt „Recreate Textiles“: Einzelne Stoffreste wurden gemeinsam mit Biokunststoff verarbeitet und durch ein Handlaminierverfahren zu 3D-Objekten umgeformt – in diesem Fall Schalen. Durch ihre einzigartige Materialkombination sind diese nicht nur stabil, sondern auch federleicht. Das Projekt wurde mehrfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem „Young Creations Award: Upcycling“.

www.krupka-stieghan.de



WELTIDEE



FOTO: Stefano Bianco



Da wird eine zweibeinige Möhre singend geputzt und ein aufgeplatztes Radieschen taktvoll geschrubbt. In der „Schnippeldisko“ verarbeiten Partygäste unförmiges Gemüse, das nur wegen seines Aussehens auf dem Müll landen würde, zu leckeren Suppen oder Eintöpfen. Dazu legen DJs auf oder Bands spielen. Die Idee wurde in Deutschland erprobt und hat sich rasend schnell verbreitet, unter anderem nach Paris, London und Kenia. Die 30-jährige Marah Köberle probierte die ungewöhnliche Party in ihrer Wahl-Heimat Nairobi aus: „Da die europäischen Supermärkte nur perfekt aussehende Produkte aussortiert“, erklärt die gebürtige Deutsche. Und das in einem Land, wo über ein Drittel der Kinder mangelernährt sind. Ein Teil der Lebensmittel wird zwar gespendet, die Mehrheit endet aber als Tierfutter oder Kompost. „Gemeinsam mit 600 Leuten kochen, tanzen, diskutieren und anschließend ein Festmahl genießen, das nicht mehr als Essen bestimmt war – das ist großartig!“

www.slowfoodyouth.de

HIER HASTE 'NEN

T A
L E R

GEHST AUF'N
MARKT



Wie wäre es mit einem gebrauchten Fahrrad für 70 Goldtaler? Auf den „Goldnetz Sozialmärkten“ wird mit eigener Währung bezahlt: goldene Taler aus Pappe. Ihr Wert: 50 Cent. Ausschließlich Menschen mit einem Nettoeinkommen unter 900 Euro dürfen diese ausgeben. Einmal im Monat können Bedürftige damit von Haushaltswaren bis Kinderkleidung auf dem Markt des Projekts in Berlin shoppen gehen. Und wo kommt das Angebot her? Sachspenden von Privatpersonen oder Unternehmen werden von Langzeitarbeitslosen in eigenen Werkstätten aufpoliert: Holzpaletten zu Regalen oder Stoffreste zu neuer Kleidung.

www.goldnetz-berlin.org
www.sozialmarkt-berlin.de

KURIO UKREATIVS



BERLINER BASTLER

Wenn der Kolumbianer Daniel Carrion Rivas über Berlins Flohmärkte streift, ist er auf der Suche nach besonders ausgefallenen Objekten: verbogene Kleiderbügel, rostige Fahrradfelgen oder alte Musikinstrumente. In seiner Berliner Werkstatt setzt der Künstler die Materialien ungewöhnlich zusammen. Dabei entstehen neue Kuriositäten wie die Lampe „Der Vater“: Blechblasinstrument, vereint mit einem Teleskop und einem hölzernen Kamera-Stativ. Er gründete sein Label „El Reinventor“ im Jahr 2009 in Bogotá, seit 2010 werkelt Daniel in Berlin. Begonnen hat er damit, aus Silberresten Schmuck zu formen, und hat sich dann langsam in Richtung Raumausstattung bewegt. Sein Ansporn: „Ich will neues Leben für alte und gute Materialien finden.“

www.elreinventor.com

FOTO Jesus Pastor photography



WACHSPAPIER-KABINETT

Die dreifache Mutter und Selbstversorgerin Sarah Kaeck aus dem kanadischen Vermont wollte nicht jeden Tag Aluminium- und Frischhaltefolie verwenden, um ihre Lebensmittel zu lagern. Natürliche Alternativen gab es nicht, also erfand sie selber das Bienenwachstuch. Das antibakterielle „Bee's Wrap“ wird aus Biobaumwoll-Musselin, Bienenwachs, Jojobaöl und Baumharz hergestellt. Es lässt sich durch die Wärme der Hände in Form bringen und dann um Käse oder Gurke wickeln. Nach dem Gebrauch muss es nur mit einem milden Spülmittel abgewischt werden und kann nach dem Trocknen immer wieder verwendet werden.

www.naturlieferant.de
www.beeswrap.com



FOTO Naturlieferant

Ehrliche Socke

Man nehme: reine Biobaumwolle, die ohne Pestizide, synthetischen Dünger und Grundwasser angebaut wird, faire Arbeitsbedingungen, umweltgerechte Färbemittel, Solarstrom und plastikfreie Verpackung. Das sind die Zutaten einer nachhaltigen Socke. Das Label „Sock up your life“ bietet rote, grüne, gelbe, blaue und schwarze Strümpfe an und deklariert das alles auf einer beigefügten Zutatenliste – sogar wie teuer die einzelnen Produktionsschritte und Materialien sind. Gestrickt wird in Münster, ausgeliefert ab Passau. Und wenn eine Socke mal von der Waschmaschine verschluckt wird, muss man die übrige nicht wegwerfen, sondern kann sich ein einzelnes Exemplar nachordern.

www.sockupyourlife.de



DAS GEHT:

Müllschluckender MEHLWURM

Die Larven wurden lange als Störenfriede in Speisekammern stigmatisiert! Mittlerweile sind sie als Protein-Snacks gefragt – und als Plastik-Fresser. Ein ungewöhnlicher Vorschlag zur Lösung des ständig wachsenden Plastikmüllbergs kommt von Forschern der Stanford University: Mehlwürmer sollen zukünftig die kunststofflichen Reste essen. Bei ihrem Experiment bekamen 100 kleine Testesser ausschließlich Styropor zu speisen, wovon sie pro Tag knapp 40 Milligramm verputzten – und natürlich verdauten. Als Endprodukt entstanden CO₂ sowie ihr Kot. Verantwortlich für die komplette Zersetzung des Styropors sind vermutlich spezielle Bakterien in den Därmen der Tiere. Das Plastik richtet bei ihnen keinerlei gesundheitlichen Schaden an.





Mr. Unplastic ist nicht Superman, aber will auch die Welt retten: Mit übergroßem Zylinder und Stofftüte vor der Brust zieht er in der westfälischen Stadt Billerbeck von Tür zu Tür, um Plastiktüten einzusammeln. Mr. Unplastics Mission: Der Ort soll als erster in Deutschland komplett plastikfrei werden. Die Initiative von Aktionskünstler Thomas Nufer und Projektentwickler Dirk Schubert kommt so gut an, dass sogar andere Städte den Aktivisten für die Plastik-Freiheit haben wollen.

www.unplastic-billerbeck.de

KONSUM
ABFALL

retten

Es begann mit einem Anruf. Ein früherer Kollege rief die Unternehmensberaterin Juliane Kronen an und fragte: „Ich habe hier 200.000 Flaschen Shampoo auf dem Hof stehen. Es ist falsch etikettiert. Ich muss es wegschmeißen – es sei denn, du hast einen Abnehmer dafür?“ Hatte sie nicht! Aber die Frage weckte bei ihr den Ehrgeiz, diesen Verschwendungswahnsinn zu stoppen, und sie gründete Innatura. Jedes Jahr werden in Deutschland Waren im Wert von sieben Milliarden Euro entsorgt: Fabrikneues Spielzeug, Deo und Fernseher können zu Industrieabfällen werden, wenn es kleine Füllfehler oder eine Sortimentsänderung gibt. Wenigstens einen Teil davon verteilt das Projekt nun als Spenden deutschland- und weltweit für soziale Zwecke.

www.innatura.org

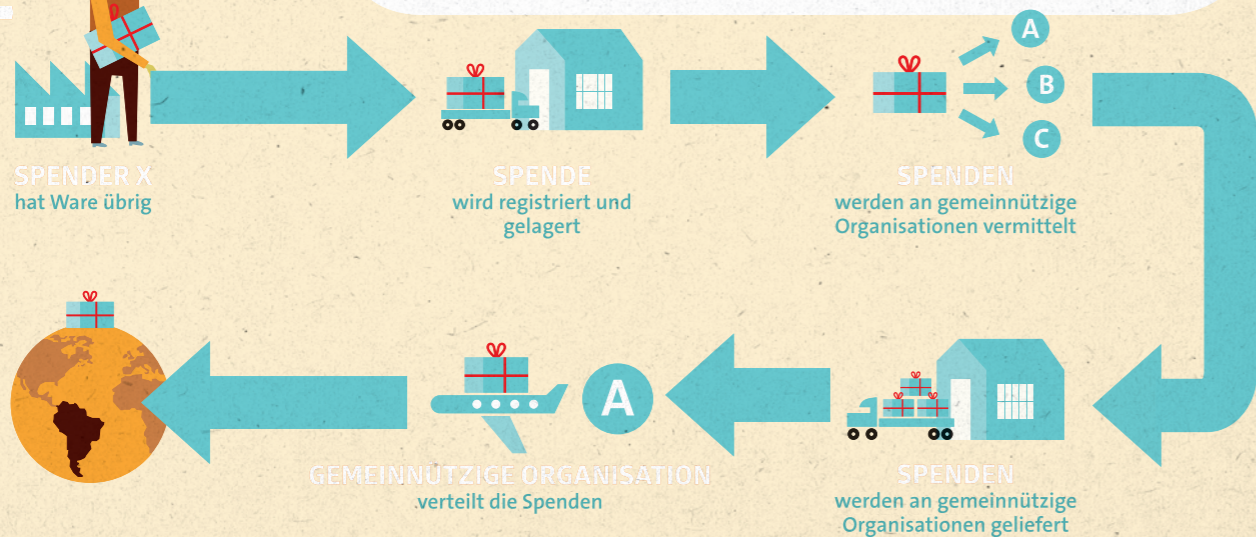


ILLUSTRATION Tidjan Camara

Kunst-Stoff angeln

Wenn Stephan Horch auf der Mosel paddelt, fischt er so manche Kuriosität: von der Plastik-Sandale bis zum Kunststoff-Dildo. Das sind bekanntlich alles keine natürlich vorkommenden Spezies in unseren Flüssen. Anstatt den Müll zu entsorgen, recycelt er die angeranzten „Wasserleichen“ zu Kunstwerken. Auf seinen Bildern wirken die Fundstücke von seinen Paddeltouren scheußlich-schön. Der Fotodesigner aus Winnigen zeigt die Fotos in wechselnden Ausstellungen und will mit seinem „Cleanriverproject“ darauf aufmerksam machen, wie künstlich belastet die heimischen Gewässer sind.

www.cleanriverproject.de



WIR BRAUCHEN *neuen* STOFF

TEXT Alex Bohn | FOTOS Lars Borges

Die Mode steckt in der Krise: Sie soll immer schneller, in immer größerer Menge und am besten zu kleinen Preisen verfügbar sein. Aber die Ressourcen werden knapper. Sie muss sich völlig neu erfinden.



DIE MEISTEN DENKEN, Fischleder RIECHT WIE FISCH.



„Ich hatte gehofft, dass das nicht passiert. Ich habe leidenschaftlich gekämpft“, sagt der Designer Ennio Capasa. Aber dann musste er es doch tun: Er verließ zusammen mit seinem Bruder Carlo das eigene Modelabel Costume National im März dieses Jahres. Sie hatten es vor 30 Jahren gegründet und galten unter den italienischen Modemarken als eigensinnig und puristisch. Seit die Sequedge Group das Label vor sechs Jahren übernommen hat, ist Kreativität zweitrangig geworden, es geht nur noch um Profit und Absatzsteigerung. Die Brüder Capasa sind nicht die Einzigen, die ihren Labels den Rücken kehren, weil diese in Aktiengesellschaften umgewandelt wurden, die laufend gute Zahlen abliefern müssen.

Zuvor verabschiedete sich der Belgier Raf Simons von Dior, der Designer Jean Paul Gaultier verließ sein gleichnamiges Label und die Holländer Viktor & Rolf gaben ihre Prêt-à-porter-Linie auf, die acht Kollektionen im Jahr hervorbringen musste. Stattdessen fertigen sie nur noch Haute Couture – die sie zweimal im Jahr präsentieren.

Dass die Designer ihre eigenen Häuser verlassen, hat einen Grund: Die Modeproduktion wird immer schneller. Das verschleißt Menschen, vor allem aber natürliche Ressourcen. Allein bei der Baumwollproduktion des vergangenen Jahres von über 22 Milliarden Kilo wurden etwa 374 Milliarden Liter Wasser verbraucht – das ist jede Stunde eine Tanklastwagenladung voll. Im Angesicht von Dürren und Hungersnöten ist es ein Hohn, dass die kostbare Ressource Wasser eingesetzt wird, um Mode zu produzieren, die oft nicht einmal als Wertsache geachtet wird. Im Gegenteil, sie ist in solchen Mengen und zu so kleinen Preisen verfügbar, das sie zur Wegwerfware verkommen ist. Laut einer Greenpeace-Studie aus dem Jahr 2015 besitzen

die Deutschen 5,2 Milliarden Kleidungsstücke, von denen sie 40 Prozent nie oder sehr selten tragen und die sie auf den Müll werfen, wenn sie ihnen nicht mehr gefallen.

„Die Mode, wie wir sie kennen, ist tot“, sagte die renommierte Trendforscherin Li Edelkoort, die mit ihrer Beratungsfirma Trend Union internationale Kunden aus der Mode- und Designbranche berät. Sie weist in ihrer Trendvorschau für 2016 eindringlich darauf hin, dass die Modeindustrie als ein System, das systematisch kreative, soziale und ökologische Ressourcen verschleißt, um den eigenen Profit zu steigern, nicht zukunftsfähig ist. Will die Mode wieder auferstehen, so braucht sie einen radikalen Wandel. Aber wie kann der aussehen? Und wer wird ihn einleiten? Wir stellen die wichtigsten Ansätze und einige Vertreter der Avantgarde vor.

Die neue Transparenz

Für die Trendforscherin Li Edelkoort geht es in der Mode immer um Vertrauen. Mit ihrer schwarz gerahmten Ray-Ban-Brille, ihrem streng geschnittenen Pagenkopf und dem bodenlangen Gewand aus türkisfarbenem Pannesamt sieht sie aus wie eine Hohepriesterin. Ihren Zuhörern verkündet sie in ihrem Vortrag „The Emancipation of Everything“: „Die Verbraucher wollen der Kleidung, die sie tragen, vertrauen, sie wollen den Fasern vertrauen.“ Darauf müssen Designer heute reagieren.

Als Juliana Holtzheimer und Anna Bronowski vor zwei Jahren ihr Diplom an der Hamburger Akademie für Mode machen, sind sie sich einig, dass sie keine konventionell produzierte Mode gestalten wollen – ein anonymes Produkt, das wie vom



Fische sind schillernde Erscheinungen. Die Designerin Ilka Brand verwendet für ihre Laptop- und Handytaschen übrig gebliebene Fischhäute der Lebensmittelindustrie. Das alternative Leder wird mit Pflanzenfarben gefärbt – und sorgt trotzdem für einen schillernden Auftritt.

PRODUKTFOTO Lapaporter

Ich will keinen
ENTFERNTEN

PRODUKTIONS-
STANDORT,
nur um die KOSTEN
ZU MINIMIEREN.



Himmel gefallen in den Regalen der Geschäfte landet und oft auf Kosten von Mensch und Umwelt hergestellt wird. Mit ihrem Label Jan 'n June möchten sie, dass ihre Kunden nachvollziehen können, was sie auf der Haut tragen und woher es stammt.

Die Modedesignerinnen lassen ihre gesamte Kollektion bei einer Familie im polnischen Breslau produzieren. Dank der geringen Entfernung können sie oft vor Ort sein. Keinerlei Arbeiten werden an Dritte weitergegeben, sondern alles bleibt in der Hand der Familie. Jan 'n June verwendet für ihre hanseatisch geradlinige Mode – zu der Hemdblusenkleider genauso gehören wie Bodys aus gerippter Baumwolle und hochgeschlitzte Jerseyröcke – ausschließlich Materialien, die nachvollziehbar produziert und ressourcenschonend hergestellt werden. Dazu gehört zertifizierte Biobaumwolle, für deren Produktion deutlich weniger Wasser und deutlich weniger Pestizide eingesetzt werden müssen. Nach neuen Materialien fahnden sie am liebsten auf der Stoffmesse Munich Fabric Start, wo sie beispielsweise recyceltes Polyester aus geschredderten PET-Flaschen fanden und nun gern verwenden. „Der Markt für nachhaltige Stoffe, die transparent produziert werden und eine gute Umweltbilanz haben, ist noch überschaubar“, sagt Anna Boronowski, „aber ich denke, die Produzenten verstehen allmählich, dass es ein lohnender Markt ist.“ Während die Auswahl vor zwei Jahren besonders im Bereich Wolle oft nur aus Braun und Beigetönen bestand, wird das Angebot inzwischen breiter, die Stoffproduzenten reagieren auf die steigende Nachfrage. Jan 'n June arbeitet beispielsweise mit den Materialien Viskose, Modal und Tencel – das sind aus Holz gewonnene Fasern, die umweltschonend sind. Um sie herzustellen, wird ein ungiftiges Lösungsmittel verwendet, das in einem geschlossenen Kreislauf immer wieder verwendet werden kann. Und sie haben einen

neuen Stoff gefunden, der sie begeistert: „Für die kommende Winterkollektion haben wir zum ersten Mal recycelten Polyester-Satin verwendet“, sagt Anna Boronowski, „von dem türkischen Hersteller Ipeker.“ Er hat Qualitäten, die man sonst nur von dem Naturstoff Seide kennt, fühlt sich weich an, glänzt matt und hochwertig und ist außerdem atmungsaktiv. Jan 'n June verarbeitet ihn zu einem ebenso schönen wie zeitlosen Träger-Top, wahlweise in Schwarz oder Türkis.

Auch Ilka Brand, die mit ihrer Marke Lapàporter Accessoires aus Leder herstellt, ist immer auf der Suche nach neuen Materialien. Sie mag strukturierte Leder, will für die Hüllen von Smartphones, I-Pads und Laptops aber kein Schlangenleder verwenden. Die Berliner Designerin stieß als Alternative auf Fischleder – und war begeistert. „Es erleichtert mein Gewissen, Abfallprodukte aus der Lebensmittelindustrie zu so schönen Produkten verarbeiten zu können“, sagt Ilka Brand. Tatsächlich sehen ihre Laptop- und Smartphonehüllen so hochwertig aus, wie man es von luxuriösen Lederartikeln kennt. Es gibt sie in einer Farbpalette von Altrosa über Türkis, Mitternachtsblau bis hin zu Cognacbraun und tiefem Schwarz. Aber anders als bei Produkten von Marken wie Louis Vuitton oder Prada weiß der Kunde bei Lapàporter, woher die verwendeten Materialien stammen und wie sie gefärbt wurden – mit Pflanzenfarben und ohne den Einsatz giftiger Chromsalze, die im Verdacht stehen, krebserregend zu sein. Ein bisschen Aufklärungsarbeit musste die Designerin für das Fischleder allerdings leisten: „Die meisten Kunden schnuppern erst einmal skeptisch an den Hüllen aus Lachsleder. Sie denken, Fischleder riecht wie Fisch. Tut es aber nicht.“

Erfinderisch zu sein, ist für den im Sudan geborenen und in Berlin lebenden Designer Bobby Kolade eine wichtige Tugend.



Das Genie denkt: Der Berliner Bobby Kolade gilt als schräger Durchstarter in der Modewelt. Statt Tierhäuten verwendet er für die Lederteile seiner Modekollektionen die Rinde des Feigenbaums, Bark Cloth genannt. Genialer Gedanke.

PRODUKTFOTO Bobby Kolade

DIESEN ZWANG,
immer MEHR
herstellen zu MÜSSEN,
hatte ich für
UNSINNIG.



„Die Möglichkeit, frei zu denken und experimentell zu gestalten, ist die Grundlage meiner Arbeit“, sagt der 29-jährige Modedesigner, der mit ungewöhnlichen Materialkombinationen und expressiven Schnitten für frischen Wind auf der Berlin Fashion Week sorgte. Als überzeugter Vegetarier machte er unter anderem mit einem Lederersatzprodukt von sich reden, das bislang kaum zum Einsatz kommt: die Rinde des Feigenbaums, genannt Bark Cloth. Kolade bezieht es von Fairtrade-Bauern in Uganda und verarbeitet es zu Kleidungsstücken und Handtaschen. Auch unbehandelte, handgewebte Baumwolle aus Äthiopien taucht immer wieder in seinen Kollektionen auf – er kauft sie nicht etwa auf einer Stoffmesse, sondern direkt in Äthiopien. „Wir würden gern mit viel mehr zertifizierten Stoffen arbeiten, denn so hat der Verbraucher die Garantie über die soziale und/oder ökologisch verträgliche Produktion der Stoffe“, sagt er. „Aber für ein kleines Label wie uns ist es oft unmöglich, überhaupt die Mindestbestellmengen der Stoffhändler abzunehmen, die auf den Messen vertreten sind.“ Seine freigeistige Mode soll nicht auf Kosten der Umwelt produziert werden, deswegen hält er alle Wege möglichst kurz. Das Bark Cloth und die unbehandelte Baumwolle bringt er von Privatreisen mit, alle anderen Stoffe werden in Europa produziert und verschickt. Seine gesamte Produktion wickelt Bobby Kolade in Franken ab – wie Jan 'n June setzt auch er auf einen Familienbetrieb. „Ich schätze das Vertrauensverhältnis, das ich mit ihnen habe, und ihr Qualitätsverständnis. Einen weit entfernten Produktionsstandort zu wählen, nur um die Kosten zu mindern, liegt mir einfach nicht.“

„Die Kleidung ist die schützende Hülle, mit der wir uns gegen die Umwelt wappnen“, sagt die Trendforscherin Li Edelkoort in der Trendvorschau für das Jahr 2017. Kleidung ist uns so nah wie sonst kaum etwas. Wenn Kunden bei findigen Designern wie

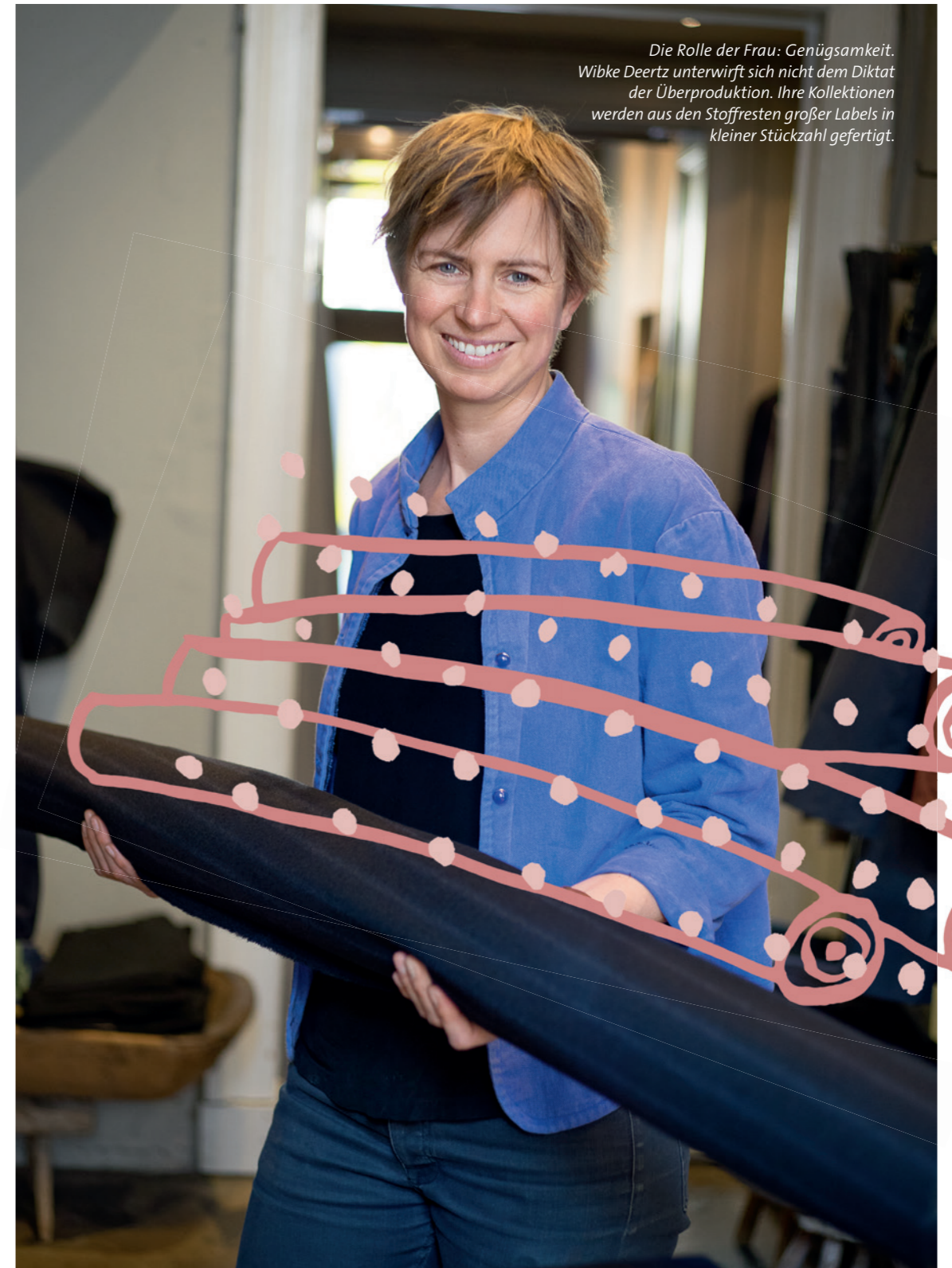
Jan 'n June und Bobby Kolade kaufen, wissen sie genau, woher die Mode stammt, woraus sie besteht und wie und von wem sie hergestellt wurde. Doch solche Überzeugungen setzen sich in der Modewelt nur langsam durch.

Nach dem Ende der letzten London Fashion Week diskutierten die namhaftesten Redakteurinnen des Condé Nast Verlags auf dem Onlineportal Vogue.com über das Ergebnis der Modewoche: „Schwarz ist das neue Weiß, Brüste sind die neuen Hintern“ – die üblichen Stilkritiken. Nur eine Stimme schlug im Chor andere Töne an: Maya Singer, langjährige Redakteurin der amerikanischen Vogue, sagte, es sei ja schön und gut, Designer nach ihrer Kreativleistung zu beurteilen. Mindestens genauso wichtig aber sei es, sie daran zu messen, welche Auswirkung ihre Mode auf die Umwelt hat. „Ich glaube, sie wären bessere Designer, wenn sie sich sehr genau überlegen müssten, welche Wirkung jedes einzelne ihrer Produkte auf die Umwelt hat. Und wir Journalisten müssten uns weniger überflüssiges Zeug ansehen.“ In den konventionellen Modemedien steht Maya Singer mit dieser Meinung weitgehend alleine da. Und auch in der Modeindustrie wird ökologisches Produzieren eher ungerne thematisiert. Selbst die Kering-Gruppe – ein Luxus-Konglomerat, zu dem neben Gucci auch die auf Nachhaltigkeit bedachte britische Modemarke Stella McCartney gehört – lässt ihre Nachhaltigkeitsansätze lieber im Verborgenen.

Die neue Genügsamkeit

Die Designerin Wibke Deertz will das anders machen. Sie verbraucht bewusst weniger Stoffe – und redet darüber. „Dass ich nicht unnötig Ressourcen verschwenden will, war mir von

Die Rolle der Frau: Genügsamkeit. Wibke Deertz unterwirft sich nicht dem Diktat der Überproduktion. Ihre Kollektionen werden aus den Stoffresten großer Labels in kleiner Stückzahl gefertigt.



PRODUKTFOTO A.D.Deertz

ALLE guten DINGE sind einfach.



Anfang an klar“, sagt die Berlinerin, die mit ihrem Label A.D.Deertz seit 16 Jahren unaufgeregte Männermode produziert, deren Schönheit im Detail der unterschiedlichen Stoffe und Farben liegt. Sie arbeitet mit Stoffresten, die sie zum Teil in portugiesischen Stoffbetrieben entdeckt, von denen sie ihre Mode produzieren lässt. „Manchmal ist das eine fast detektivische Arbeit“, sagt sie. „Ich stoße auf Restbestände hochwertiger Stoffe, die große Textilproduzenten wie Calvin Klein oder Lacoste bestellt, aber nicht genutzt haben und die in irgendeinem Winkel verstauben. Ich kann hochwertige Stoffe günstig kaufen und zu einem vergleichsweise kleinen Preis anbieten.“

Entstanden ist diese Arbeitsweise aus der Herausforderung, mit der alle Kleinproduzenten umgehen müssen: Die Mindestbestellmengen großer Stoffproduzenten von 100 oder manchmal sogar 200 Metern sind für kleine Marken oft nicht zu stemmen. Wibke Deertz gefällt außerdem, dass sie so mit bereits vorhandenen Ressourcen arbeitet. Sie will nicht mehr produzieren, als sie verkaufen kann.

„Ich habe nie mehrere Kollektionen im Jahr produziert. Diesen Zwang, immer mehr und immer Neues herzustellen, dem die großen Marken unterliegen, halte ich für unsinnig. Wenn es nicht schon so viele Zertifikate gäbe, sollte man eines erfinden, das diejenigen erhalten, die sich dem Diktat der Überproduktion entziehen.“

Für die gebürtige Norddeutsche mit den kurzen blonden Haaren bedeutet das, eine übersichtliche Anzahl an Schnitten in kleiner Stückzahl zu produzieren. In ihrem Laden auf der Torstraße in Berlin-Mitte hängen auf vier Kleiderstangen maximal 30 unterschiedliche Jacken, Hosen, Pullover und Hemden – die

Schnitte ändern sich selten, die Materialien aber schon. Ist ein Modell nicht mehr verfügbar, kann sie es auf kurzem Weg nachproduzieren lassen, eine Überproduktion, die sie am Ende der Saison zu Sale-Preisen verramschen muss, gibt es hingegen nicht.

Die Holländerin Elsie Gringhuis hat einen anderen Ansatz. Mit ihrem gleichnamigen Label stellt sie Mode für Frauen her – moderne, tragbare Klassiker, viele von ihnen mit sportlichen Details, wie zum Beispiel ein weißer Blouson aus Biobaumwolle im Schnitt einer Bomberjacke. Elsie Gringhuis, die in Arnheim studiert hat und mehrfach für ihre Mode ausgezeichnet wurde, verwendet hauptsächlich zertifiziert nachhaltige Stoffe wie Biobaumwolle oder Ökoleinen und produziert ihre gesamte Kollektion in den Niederlanden. Sie entwickelt außerdem Schnittmuster, die Abfälle auf ein Minimum reduzieren, das so genannte „Zero Waste“-Prinzip. „Mich macht ein durchdachtes und funktionales Design sehr glücklich“, sagt sie. „Alle guten Dinge sind einfach, aber es gibt nichts Schwierigeres, als ein gutes, einfaches Design zu entwickeln.“ Ähnlich wie Wibke Deertz produziert auch Elsie Gringhuis saisonal unabhängig – eine Sommer- und eine Winterkollektion gibt es nicht. Stattdessen stellt sie ihre verschnittfreie Mode zu „Kapiteln“ zusammen. Einzelne Stücke kann sie so lange produzieren, wie der Stoff verfügbar ist. Geht ihr der Stoff aus, ist das „Kapitel“ zu Ende, denn Gringhuis produziert nur auf Bestellung.

Glaut man der Trendforscherin Li Edelkoort, so deckt sich das Bewusstsein der Designer für einen sparsamen Umgang mit Ressourcen durchaus mit dem Bedürfnis der Konsumenten. „Die Menschen wollen weniger konsumieren. Sie sind des Überangebots überdrüssig. Sie wollen Qualität statt Quantität.“ Auch die Otto-Trendstudie zum Thema „ethischer Konsum“ aus

PRODUKTFOTO: Elsie Gringhuis (David Jagersma)



Schau an: Die holländische Modemacherin Elsie Gringhuis will möglichst wenig Schnittabfall produzieren. Das Prinzip nennt sie: Zero Waste. Den Effekt nennt sie: Glück.



Perfekt platziert: Nachhaltigkeitsberaterin Elin Larsson vom schwedischen Label Filippa K zwischen Kleiderstange und Pflanze. Das fasst die Firmenphilosophie ganz gut zusammen.

FOTOS: Filippa K

NACHHALTIGKEIT

ist für **UNS** der **SCHLÜSSEL** zum **WACHSTUM.**



dem Jahr 2013 kommt zu ähnlichen Schlüssen. Demnach will die Mehrheit der Konsumenten in der Altersgruppe von 18 bis 64 lieber ethisch produzierte Mode – also sozial und ökologisch verträgliche – konsumieren als konventionell produzierte. Und sie ist sogar bereit, dafür ein wenig mehr Geld auszugeben. Das klingt, als wäre das Konsumgut Mode auf dem besten Weg, von der Wegwerfware zur Wertsache zu werden.

Die neue Langlebigkeit

Es ist noch gar nicht so lange her, da war Kleidung eine Wertsache, die es zu pflegen und zu hegen galt. Vor der Industrialisierung wurde Mode handgefertigt und lokal produziert. Durchschnittsbürger besaßen neben ihrer Alltags- und Arbeitskleidung nur ein weiteres Outfit, den „Sonntags-Staat“, den so genannten „guten Anzug“ oder das „Sonntagskleid“, das nur zu Feiern oder zum Kirchgang getragen wurde. Defekte Kleidung wurde repariert, zu klein gewordene Sachen wurden weitergegeben. Kleidung im Überfluss war dem Adel vorbehalten; nur er verfügte über ausreichend Geld, um mehr Kleidung anzuschaffen, als er tragen konnte. Durch die Mechanisierung zu Beginn des 20. Jahrhunderts wandelten sich Webereien von Handwerksbetrieben zu industriellen Betrieben. Als dann die Textilproduktion in Länder ausgelagert wurde, in denen die Löhne wesentlich geringer waren als hier zu Lande, begann die Entwertung der Mode. Sie wurde massenhaft zu immer niedrigeren Preisen verfügbar und verkam zur Wegwerfware.

Besonders in den skandinavischen Ländern steuern Designer und Unternehmen heute gegen diese Entwicklung an. So bieten die Marken Acne Studios und Nudie Jeans, die beide als

Jeans-Hersteller bekannt sind, einen Reparaturservice an. Alle Waren, deren Kaufdatum nicht länger als zwei Jahre zurückliegt, können kostenlos repariert werden. Das gilt für das Mottenloch im Kaschmirpullover genauso wie für die aufgeschuerte Jeans. Auch ältere Waren nehmen die Marken an und reparieren sie, nachdem sie dem Kunden einen Kostenvoranschlag gemacht haben.

Die schwedische Marke Filippa K, die zeitlose Mode für Männer und Frauen produziert, geht noch einige Schritte weiter: Der Reparaturservice ist nur ein Element von vielen Prinzipien, die darauf abzielen, Mode als Wertgegenstand zu begreifen. „Nachhaltigkeit ist für uns der Schlüssel zum Wachstum“, sagt Elin Larsson. Sie ist genau dafür die Beauftragte im Konzern. Für sie ist das keine hohle Phrase, sondern eine sorgfältig ausgearbeitete Strategie der Langlebigkeit. Sie beginnt damit, dass im Laden neben den neuen Produkten – geradlinige Basics, zu denen Baumwoll-T-Shirts gehören, genau wie Jacketts aus weichem Wollstoff, Bundfaltenhosen mit messerscharfer Falte und lässig fallende Sommerkleider aus Jerseystoffen – auch Vintage-Stücke aus früheren Kollektionen zu finden sind.

Ein Kunde, der die Nase voll hat von seinem Filippa-K-Produkt, bringt es einfach in den Laden zurück. Je nach Zustand wird es im Vintage-Sortiment aufgenommen oder in das hauseigene Recycling-Programm gegeben. Wer etwas kauft, wird von dem gut geschulten Personal darüber informiert, wie das Kleidungsstück gepflegt werden sollte, um möglichst lange zu halten. Nicht zu oft und nicht zu heiß waschen, Wollpullover mit dem so genannten „Sweater Stone“ von Knötchen befreien. Aber man muss die Mode von Filippa K nicht kaufen, wenn sie einem gefällt. Man kann sie ebenso gut leihen. Für einen

MODE wird umso WERTIGER und PERSÖNLICHER, je länger man sie trägt.



Bruchteil des Preises, für einen Zeitraum von ein bis vier Tagen. „Viele Sachen braucht man nur für eine bestimmte Gelegenheit, eine Veranstaltung, ein Fest und so weiter“, sagt Elin Larsson. Dieses Programm nennt sich „Lease“, es ist in den skandinavischen Ländern seit über einem Jahr, in Deutschland ab diesem Sommer verfügbar.

Aber die Idee von der möglichst langen Lebensdauer der Kleidungsstücke und der Wertigkeit der Mode an sich geht noch einen Schritt weiter. Filippa K arbeitet mit einem zirkulären Design. Die Kleidungsstücke, die recycelt werden, werden zu neuer Mode verarbeitet. Zum Beispiel werden Jacketts und Mäntel aus schwarzer Wolle geschreddert, neu gesponnen und zu neuer Kleidung geschneidert. Das Färben entfällt, das spart Ressourcen und Geld. Da das Recycling-Programm erst seit 2015 läuft, ist noch nicht genug Material zusammengekommen, um daraus eine neue Produktion zu machen. Aber bereits jetzt arbeitet Filippa K mit recycelter Wolle von einem italienischen Betrieb, der seinen Rohstoff aus dem Verschnitt großer Modemarken produziert. Der Anteil der recycelten Materialien in den Kollektionen betrug 2015 über 50 Prozent, Tendenz steigend.

Es ist ein hoffnungsvolles Zeichen, dass sowohl international operierende Marken wie Filippa K als auch kleine Labels verstehen, dass die Mode sich ändern und wieder zu einer Wertsache werden muss, die mit Augenmaß produziert wird.

Für das Designer-Duo Schmidttakahashi ist Kleidung schon immer etwas sehr Persönliches. Was in ihrem Studium an der Hochschule in Weißensee als Projekt begann, haben Eugenie Schmidt und Mariko Takahashi zur Vision ihres gesamten Geschäfts gemacht: Sie arbeiten abgelegte Klamotten, die ihnen

gespendet werden, zu neuen Designerstücken um. Dabei sammeln sie von den Spendern nicht nur die Kleidungsstücke ein, sondern auch die Geschichte, die sie damit verbinden, schreiben sie auf und archivieren sie. Dann entwerfen sie neue Kleidungsstücke, allesamt geprägt von ihrer minimalistischen Handschrift. Es entstehen Jacketts, Hosen und Kleider, die nicht durch ein extravagantes Design auffallen, sondern durch ihre ungewöhnlichen Materialzusammenstellungen. So ist es kaum verwunderlich, dass sie die aus Streifen einzelner Jeans zusammengenähten Hosen und Röcke oder die grob gestrickten Tops, die aus dem Innenfutter unzähliger Jacketts von Hugo Boss gefertigt wurden, „Unikate“ nennen. Sie sind ebenso sehr Kunststück wie Konsumprodukt. Wer ihre Mode kauft, kann ihre bisherige Geschichte mithilfe einer ID-Nummer zum vorherigen Besitzer zurückverfolgen.

Schmidttakahashi beweisen, dass Upcycling viel mehr ist als eine Basteltechnik, inzwischen verkauft sogar das internationale Modeportal LN-CC ihre Kleidung. „Für uns ist Mode ein Gegenstand, der wertiger und persönlicher wird, je länger man ihn trägt“, sagt Eugenie Schmidt.

Es liegt im Wesen der Mode, dass sie dem Zeitgeist immer neue Formen gibt, dass sie die Gegenwart widerspiegelt, dass sie sich ständig verändert. Die ersten Designer reagieren nun also darauf, dass unsere Welt nicht unbegrenzte Ressourcen kennt. Hoffen wir, dass der neue Stoff der neuen Designer keine Modeerscheinung bleibt. Und die Designer nicht irgendwann enttäuscht ihre eigenen Häuser verlassen müssen.

PRODUKTFOTO SCHMIDTTAKAHASHI Studio



Es ist was Persönliches:
Die Designerinnen Eugenie Schmidt
und Mariko Takahashi sammeln
Kleidungsstücke und deren Geschichten.
Ihre Kollektionen verbinden deswegen
sowohl Stoffliches wie Feinstoffliches.

MARIKO

EDOUARD

JENNY

PAULK

MARTINA

LEETOOLE

PLASTIK ist ein DESIGNFEHLER

INTERVIEW Alex Bohn | FOTOS Lars Borges

Herr Gutsch, Sie haben als Grafikdesigner für die größten Marken der Welt gearbeitet, damit diese ihre Produkte besser verkaufen können. Dann kam eine 180-Grad-Wende – und Sie setzen sich heute mit voller Kraft dafür ein, die Weltmeere von Plastikmüll zu befreien. Was ist passiert?

Ich bin vor vier Jahren dem Aktivisten Paul Watson begegnet, der mit seiner Organisation Sea Shepherd Conservation Society versucht, die Weltmeere zu schützen. Das war beeindruckend, aber ich fragte ihn, warum er seine Energie für etwas einsetzt, das doch völlig hoffnungslos ist. Und er sagte: Die hoffnungslosen Fälle sind die einzigen, für die es sich zu kämpfen lohnt.

Und das hat Sie inspiriert?

Ja. Bevor ich Watson getroffen habe, war ich mir sicher, dass die Welt den Bach runtergeht. Dabei denke ich mir in meiner Arbeit doch gern aus, wie es weitergehen kann, wenn etwas kaputtgeht. Mir wurde bewusst, dass man sich auch aus dieser Krise herausfinden kann.

Herausfinden?

Ja, das war allerdings ein längerer Prozess. Als ich 2012 mit meiner Partnerin die Organisation Parley for the Oceans gegründet habe, waren wir überzeugt, dass wir nur die richtigen Leute an einen Tisch bringen müssen, damit sich etwas bewegt. Schließlich war die Notlage der Meere jedem bewusst: Überfischung, Übersäuerung und Verschmutzung durch Plastikmüll – das waren Tatsachen, von denen jeder wusste.

Sie haben Ihr persönliches Netzwerk in New York genutzt und zu einem Vortrag von Paul Watson prominente Gäste wie den Filmmacher Steven Soderbergh, den Schauspieler

Leonardo DiCaprio und die Künstlerin Laurie Anderson eingeladen. Ihr Ziel war ein Brainstorming, an dessen Ende die konkrete Unterstützung der Kreativen für die Sea Shepherd Conservation Society stehen sollte. Hat das funktioniert?

Für mich war es eine Lernerkenntnis der besonderen Art: Nachdem die Gäste nämlich Paul Watson zugehört hatten, der über die dramatische Situation der Ozeane berichtete, fiel ihnen nichts Besseres ein, als unser Treffen in ein Restaurant zu verlegen – ein Sushi-Restaurant, ausgerechnet! Ich war wie vor den Kopf geschlagen: Hatten die denn gar nichts kapiert? Und dann ging mir auf, dass der Erhalt der Meere zwar ein Konsensthema ist, aber eben keines, das die Menschen persönlich berührt. Sie bestellen trotzdem ihr Thunfisch-Nigiri in aller Unschuld.

Und wie haben Sie sich aus dieser Erkenntnis herausgefunden?

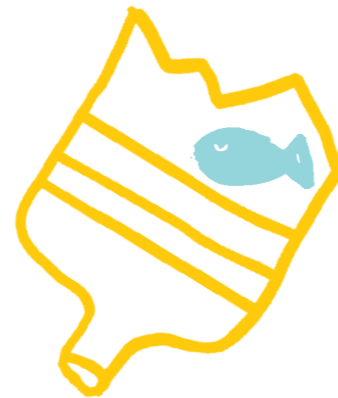
Was wir gelernt haben, ist: Wenn du es nicht schaffst, eine Problemlösung zu finden, dann interessiert es niemanden. Die Leute sind frustriert. Sie denken sich: ‚Warum soll ich über etwas nachdenken, was ich nicht bewältigen kann? Das versaut mir nur den Tag.‘

Also haben Sie mit Parley for the Oceans ein konkretes Produkt entwickelt.

Wir haben zuerst ein spezielles Problem in den Blick genommen – die Plastikverschmutzung. Dafür haben wir den verständlichen Begriff ‚ocean plastic‘ geprägt. Er birgt in sich eine Problembeschreibung und ein mögliches Produkt – nämlich ein Material. Der nächste Schritt war dann, aus dem Material ein Produkt zu entwickeln, das so genannte Bionic Yarn. Dafür haben wir mit der niederländischen Jeansmarke G-Star zusammengearbeitet und eine Kollektion von Oberteilen und Jeanshosen entwickelt,

Der Designer Cyrill Gutsch will die Weltmeere vom Plastikmüll befreien. Warum wir uns aus einem der größten Umweltprobleme unserer Zeit herausfinden können und wie das geht, erklärt er im Gespräch.

LEUTE HANDELN, WENN SIE EINEN PERSÖNLICHEN VORTEIL HABEN.



die aus einem Mischgewebe aus Baumwolle und Bionic Yarn gefertigt wurden. Das Design hat der Musiker Pharrell Williams übernommen – der dann mit seinen Liedern ‚Happy‘ und ‚Lucky‘ großen Erfolg hatte. Die Aufmerksamkeit, die wir erzeugten, war noch größer als erwartet.

Profitierte Parley for the Oceans auch vom Verkauf der Produkte?
Ja, mit jedem verkauften Teil wurden Parley und unsere Entwicklungsprojekte unterstützt. Sprich, wir konnten dafür sorgen, dass an immer mehr Orten immer mehr Menschen Plastik aus dem Meer holen.

Wie funktioniert das genau? Räumen Sie und Ihre Mitarbeiter persönlich die Strände auf?
Der Ansatz von Parley ist immer ein kollaborativer gewesen. Unsere Stärke ist, die richtigen Menschen zusammenzubringen. Für das Einsammeln von Plastik arbeiten wir mit Partnerorganisationen zusammen, die das zum Teil seit 15 bis 20 Jahren machen. Früher haben sie das gesammelte Plastik auf den Müll geworfen, jetzt fangen wir es ab. Wir haben das ‚Parley Cleanup Network‘ aufgebaut und eine Zertifizierung entwickelt, wie wir Plastik sammeln – unter welchen Bedingungen, wie wir die Menschen dafür bezahlen, wie das Material sortiert, komprimiert und verschickt wird.

Sie haben aus dem Müll eine Ressource gemacht.
So ist es. Allerdings geht es dabei nicht nur um Wertschöpfung. Der Materialwert des Plastiks ist viel zu gering, besonders jetzt, da der Ölpreis so niedrig ist. Wenn wir unseren Partnern den Wert des Plastiks zahlen würden, hätten sie kaum etwas davon. Stattdessen unterstützen wir sie im Management, mit Ausrüstung, Material und auch Geld. Inzwischen haben wir weltweit 1.800 Partner, die lokal Plastik sammeln. In Europa, Amerika, den Malediven, Mali und Jamaika. Durch ihren Einsatz können wir Daten sammeln: Welches Plastik und wie viel davon gibt es wo? Außerdem erzeugen wir mit ihrer Hilfe Aufmerksamkeit

für das Thema. Und da vor Ort auch immer die Medien und die Regierung eingebunden werden, ist das Plastiksammeln auch ein Werkzeug zur Lobbyarbeit.

Was kann das verändern?
Ein Aspekt unserer Arbeit ist es, altes Plastik zu recyceln und als Ressource zu nutzen. Ein anderer ist, Menschen davon zu überzeugen, kein Plastik mehr zu benutzen.

Sie arbeiten seit dem letzten April mit Adidas zusammen. Einem Sportartikelhersteller, dessen Schuhe geschätzt zu 90 Prozent aus Kunststoff, also Plastik, bestehen. Wie passt das zusammen?
Wir haben mit Adidas einen Vertrag über fünf Jahre geschlossen, in dem sie sich verpflichten, Parley zu unterstützen. Bestandteil dieses Vertrags ist auch, dass Adidas in seinen Standorten weltweit aufhört, Plastik zu benutzen. Seit letztem Jahr gibt es in keiner Kantine von Adidas mehr Plastikflaschen oder Plastikstrohhalm. In den Kosmetikartikeln werden seit letztem Jahr keine Nanopartikel mehr verwendet und im Laufe dieses Jahres wird Adidas weltweit auf die Verwendung von Plastiktüten verzichten.

Und wie sieht es mit den Sportschuhen aus?
Auch da verfolgt Adidas ehrgeizige Ziele. Im letzten Jahr haben wir die so genannte ‚Futurecraft‘-Mittelschale entwickelt – sie wird mit einem 3D-Drucker aus Ozeanplastik hergestellt. Für die massenhafte Fertigung muss sie noch optimiert werden, aber es geht um mehr, als ein Vorzeigeprodukt herzustellen.

Nämlich?
Neben unterschiedlichen Produkten, die aus unserer Zusammenarbeit entstehen und mit recyceltem Plastikmüll arbeiten, finanziert Adidas uns ein Rechercheprojekt zum Thema ‚End of Life‘. Was passiert mit alten Schuhen, die nicht mehr getragen werden?

Stichwort zirkuläres Wirtschaften. Altes Material wird zurückgenommen, recycelt und zu neuen Produkten verarbeitet?
Zum Beispiel. Für Rücknahmesysteme gibt es bereits Pilotprojekte. Die Idee ist, alte Schuhe als Ressource zu begreifen. Vielleicht können wir in Zukunft unsere Schuhe einschmelzen und neue Modelle drucken? Wir setzen gemeinsam mit Adidas die AIR-Strategie um, die wir mit Parley entwickelt haben – AIR, das steht für avoid, intercept, redesign. Dieser Dreiklang bedeutet erstens: Vermeide es, Plastik zu nutzen, wo immer du kannst, und verwende recyceltes Plastik, wenn es sich nicht vermeiden lässt. Gib deinen Kunden die Möglichkeit, das Gleiche zu tun, entlang der gesamten Lieferkette. Zweitens: Unterbrich die Plastikproduktion, indem du Plastikmüll sammelst, recycelst, und Sorge mit möglichst geschlossenen Produktionskreisläufen dafür, dass kein neues ‚virgin plastic‘ hergestellt werden muss. Drittens: Wir redesignen Produkte ökologisch sinnvoll und steigern so die Attraktivität von Recyclingprodukten. Und wir arbeiten daran, Plastik abzuschaffen und durch neue Materialien zu ersetzen. Konkret werden wir mit Adidas noch in diesem Jahr weitere Produkte lancieren, darüber hinaus forschen wir an der Produktion neuer Produkte, Materialien und auch Klebstoffe, alle aus recyceltem Plastik.

Sie wollen Plastik abschaffen?
Plastik ist ein Designfehler. Einmal produziert lässt es sich aus der Umwelt nicht mehr entfernen. Auf recyceltes Plastik umzusteigen, kann nur ein Zwischenschritt sein. Mit Parley ist es unser Ziel, neue Lösungen zu finden. Nimm beispielsweise die Plastikflasche. Vielleicht kann man die nicht sinnvoll neu erfinden. Vielleicht muss in Zukunft alles Wasser Leitungswasser sein, das mithilfe von Technologie den guten Geschmack eines San-Pellegrino-Wassers erhält. Und vielleicht verdient San Pellegrino Geld damit, die Software zu besitzen, die diesen Geschmack produziert.

Abgesehen von der Partnerschaft mit Adidas – wie ist denn Ihr Plan für die kommenden fünf Jahre?
Mein Ziel ist es, in jeder Branche einen Partner wie Adidas zu finden. Noch in diesem Jahr beginnen wir eine Kooperation mit der NASA, im Sport konnten wir die Organisation Surfers

Against Sewage für uns gewinnen, ich verhandle mit der Automobil- und der Modebranche. Und ich will eine Konsumentenbewegung schaffen. Für die Lufthansa habe ich in meiner Zeit als Werber Payback entwickelt – ein System, mit dem die Kunden durch ihre Einkäufe Punkte sammeln konnten, die ihnen Vergünstigungen bei der Flugbuchung einbrachten. So ein System braucht man für die Umweltbewegung auch. Schließlich handeln die Leute, wenn sie einen persönlichen Vorteil erhalten. Wenn man sich also eine Belohnung verdient, indem man beispielsweise Starbucks oder McDonalds überzeugt, nicht länger Plastikstrohhalm zu verwenden, dann ist es den Einsatz wert. Wir brauchen eine Bewegung aus Unternehmern, kreativen Industrien und Konsumenten. Mag sein, dass es zehn Jahre dauert, bis es sie gibt, aber ich bin guter Dinge.



Cyril Gutsch ist ein in Freiburg geborener Designer und Kreativunternehmer. Mit seiner Firma Cookies for all war er Berater und Stratege für Marken wie Coca-Cola und Levi's – bis er dem Umweltaktivisten „Captain“ Paul Watson begegnete und beschloss, seine Energie neu zu investieren. Er gründete Parley for the Oceans, eine Organisation, die sich nichts weniger vorgenommen hat als die Rettung der Weltmeere. Gutsch lebt und arbeitet in New York.



TEXT Dominik Schöttner | FOTOS Stephan Pramme

DER LETZTE MANN

Wenn Plastikmüll recycelt wird, gucken alle immer auf das saubere Kunststoffgranulat. Sekundärrohstoff, wow! Aber es gibt noch einen kleinen dreckigen Rest, den kaum einer sieht. Um den kümmert sich Jörg Gerlach.

In Eisenhüttenstadt, kurz vor der polnischen Grenze, scheint die Welt zu Ende. Die Straße dahin ist dem Navigationsgerät fremd. Links und rechts reihen sich verlassene Lagerhäuschen. Dazu Schloten, Hochöfen, Ruinen. Nur ganz gelegentlich stehen Autos mit Kennzeichen aus der Gegenwart davor. Noch seltener sieht man Menschen. Düster ist es. Fast ein Klischee von einem Ort, wo die letzten Reste der Zivilisation landen: in der Plastikaufbereitungsanlage des Entsorgungs- und Recyclingunternehmens Alba. Süßlicher Müllverwesungsgeruch hängt in der Luft, so wie manchmal im Sommer im Hinterhof der Berliner Altbauwohnungen, wo die Tonnen stehen. Nur dass der Plastikmüll hier nicht in Tonnen, sondern in große Ballen gepresst auf dem Hof liegt. Hier treffe ich den Mann, der dem letzten Rest den Rest gibt: Jörg Gerlach.

Sein Büro liegt direkt neben der Anlage in einem grauen Verwaltungsbau. Von hier kann Gerlach auf ein Fabrikungetüm sehen: das ehemalige Stahlwerk VEB Eisenhüttenkombinat Ost, das heute zum internationalen Stahlkonzern ArcelorMittal gehört und das der Stadt am östlichen Rand Brandenburgs in den fünfziger Jahren ihren Namen gab. Läge das Büro in einer

von hier nach da schicken, Einsatzpläne schreiben, den Überblick behalten. Als der Deich fertig ist, bleibt Gerlach in Eisenhüttenstadt und heuert bei Alba als Haustechniker an. 14 Jahre lang kümmert er sich um alles, was kaputtgehen oder verbraucht werden kann: Glühbirnen, Schrauben, Schneideblätter. 2014 dann die Frage: Kannst du dir vorstellen, dich um unseren Abfall zu kümmern? Um das Zeug, das übrig bleibt, wenn der Plastikmüll wieder als Plastikgranulat auferstanden ist? Gerlach kann und seitdem schafft er eben die Reste der Reststoffaufbereitung weg. „Im Grunde genommen is dit ja ooch Disposition“, sagt er und nippt am Kaffee.

Nach der Tasse plaudern wir noch kurz über Fußball – Gerlach ist aus irgendwelchen Gründen Borussia-Dortmund-Fan – und disponieren uns dann zwei Stockwerke nach unten in die Produktion. Hier eruiert Gerlach mit seinen Kollegen, welcher Abfall anfällt, hier wird vor allem aber aus vorsortiertem Plastikmüll Granulat zur Kunststoffproduktion hergestellt. Eine Stunde dauert es, bis aus einem bunten Ballen mit gepresstem Plastikmüll linsenförmige Granulatkügelchen werden, in der Farbe, die sich ein Kunde wünscht.

Es zischt, scheppert und dampft. Ein bisschen Zerstörung – aber auch viel Schöpfung.

Großstadt, würde die Gegend in Reiseführern als Geheimtipp mit schicken Cafés und Galerien durchgehen. Davon ist hier nichts zu spüren. Keine Cafés, keine Galerien, keine Geheimtipps.

„Mir jefällt's!“, sagt Gerlach und lässt einen Zuckerwürfel in seinen Kaffee gleiten. Für seine Aufgabe bei Alba braucht der 55-Jährige mit dem grauen Kurzhaarschnitt aber keinen Blick für das Schöne: Er entsorgt die Stoffe, die beim Recycling von Plastikmüll nicht mehr in den Kreislauf eingebracht werden können. Den Abfall vom Abfall sozusagen. Abfallmanagement heißt das hier. Zu einem großen Teil managt Gerlach diesen Abfall am Rechner. Aber um zu wissen, was und wie viel wegmuss, schaut er immer wieder in der Halle nebenan vorbei, die etwa so groß ist wie ein Fußballfeld, aber 13 Meter hoch: „Jeh'n wa gleich noch runta inne Produktion“, sagt er und drückt mir eine gelbe Warnweste in die Hand. „Muss sein!“

Bevor Gerlach im Jahr 2000 bei Alba in Eisenhüttenstadt anfängt, ist er Facharbeiter für Anlagentechnik. Er hilft beim Oderhochwasser die Deiche zu reparieren. Er organisiert die Abläufe. Leute

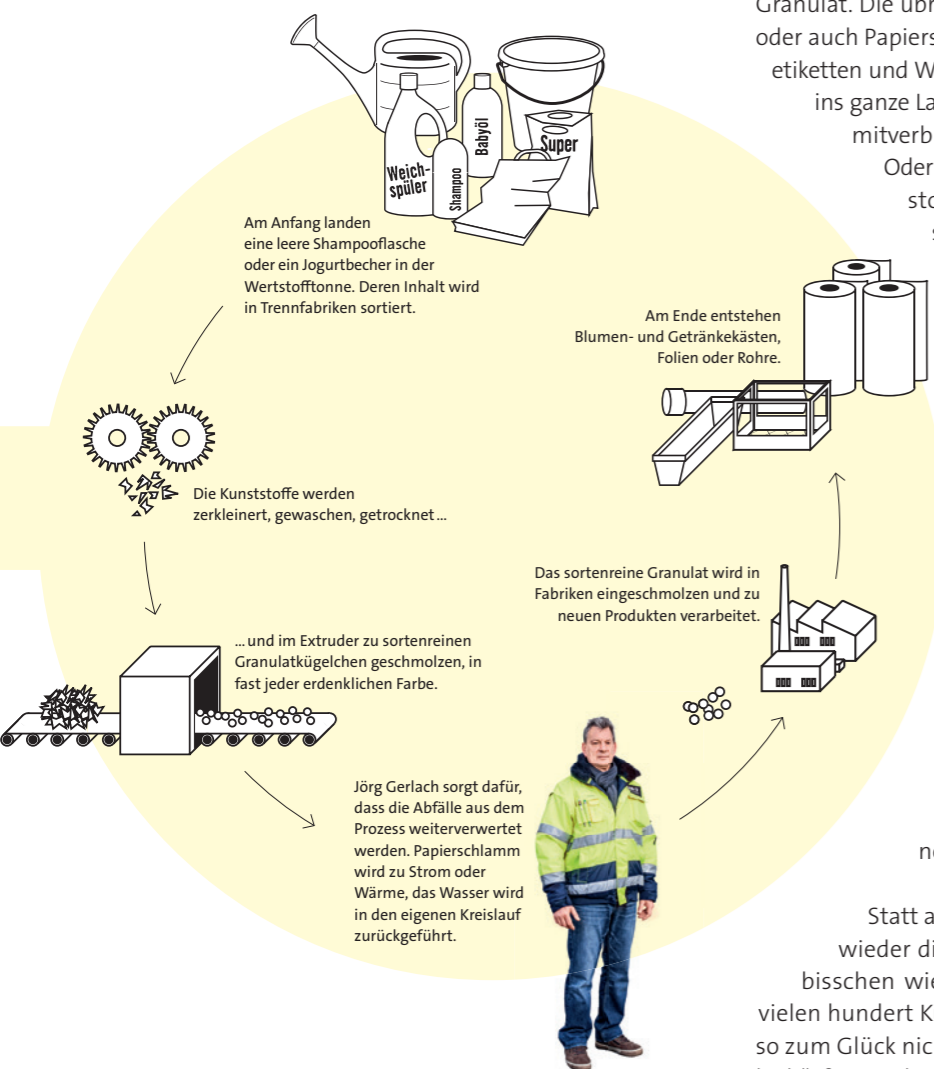
Nach der Anlieferung wird der Plastikmüll neben der Halle im Schredder auf Konfettigröße zerkleinert, dann mechanisch von Fremdstoffen wie Metall oder Sand befreit. Anschließend bläst die Windsichtung die Folienanteile fort und über ein Band werden die übrig gebliebenen Plastikketzen den beiden Verarbeitungslinien in der Halle zugeführt: eine für Polyethylen (PE), eine für Polypropylen (PP).

Die PP-Linie steht heute still. Irgendetwas ist kaputt, sagt Jörg Gerlach. Früher hätte er die Ersatzteile besorgt, aber man muss die Vergangenheit auch ruhen lassen. Wir gehen tiefer rein in die muffige Riesenhöhle mit den Rohren und Kesseln und Treppen. Was hier zischt, scheppert und dampft, erinnert eher an die Anfänge industrieller Fertigung, weniger an eine klinisch reine, voll automatisierte Produktion. Ein bisschen Zerstörung, aber auch viel Schöpfung.

Kern der Anlage ist der Extruder, eine riesige Black Box, wie ein überdimensionales Thermomix-Küchengerät, in den die gewaschenen und durchgeschüttelten Plastikflocken reingeschüttet

werden, und am Ende kommt etwas dabei raus, über das alle sagen: „Ach, das kann diese Maschine?“

Aus dem Granulat, das aus dem Extruder fällt, stellen die Kunden dann Gießkannen her oder Mülleimer oder, das Lieblingsbeispiel von Jörg Gerlach, Rasenkantensteine. Warum ihm das so wichtig ist, erschließt sich mir erst später, als wir über seine Hobbys reden: Er ist Dauercamper. Experte für Rasenkanten.



Jörg Gerlach führt mich zu einer Öffnung an der rechten Seite des Extruders. Sie erinnert mich an den Hintern einer Kuh auf der Weide, die sich gerade erleichtert: Es quillt eine schwarze, unterarmdicke, geruchslose Wurst heraus, der so genannte

Schmelzfiltrationsrest. Nach einer Weile plumpst sie lautlos in einen Behälter. Aus der Wurst, so eklig sie auch aussehen mag, macht Jörg Gerlach zwar kein Gold, aber immerhin noch Geld: „Wir führen sie der Ersatzbrennstoffaufbereitung zu.“ Geplant ist laut Gerlach, auch aus diesem Abfall in Zukunft noch mehr wertiges Material rauszuholen.

70 Prozent der 30.000 Tonnen Kunststoffmüll, die pro Jahr in Eisenhüttenstadt verarbeitet werden, verlassen das Werk als Granulat. Die übrigen 30 Prozent sind etwa der Filtrationsrest oder auch Papierschlamm, der zum Großteil aus Verpackungsetiketten und Wasser besteht. Diese Abfälle lässt Jörg Gerlach ins ganze Land ausliefern. An Kraftwerke, die das Material mitverbrennen und so Wärme oder Strom erzeugen. Oder auch an Hersteller so genannter Ersatzbrennstoffe. Dafür aber muss Alba zahlen, und zwar stetig mehr, seit auch Müllfirmen aus England ihre Ware nach Deutschland schippen und die Kapazitäten erhöhen.

Und noch etwas schlägt ins Kontor: der Ölpreis. Je höher der ist, umso mehr lohnt es sich für die Kunden von Alba, recycelte statt neue Rohstoffe zu kaufen. Der aktuelle Preis von etwa 30 Dollar pro Barrel sei aber grenzwertig, sagt Gerlach. Da zögen viele Kunden eher neue Ware vor. Und das, obwohl Alba nicht nur qualitativ hochwertige Sekundärrohstoffe produziere, sondern dabei auch 50 Prozent weniger CO₂ erzeuge als bei der erstmaligen Herstellung von Kunststoffen. Aber das sei ja gar nicht sein Bereich, sagt Gerlach und öffnet eine Tür nach draußen auf den Hof.

Statt abgestandener Maschinenluft atmen wir nun wieder die leicht süßliche Müllluft ein. Es ist fast ein bisschen wie nachhause kommen, wären da nicht die vielen hundert Kunststoffballen, die es in meinem Hinterhof so zum Glück nicht gibt. „Und wie ist das bei Ihnen, Herr Gerlach“, frage ich, „nehmen Sie den Geruch überhaupt noch wahr?“ Der Abfallmanager schaut mich mitleidig an, so wie Landbewohner häufiger Städter ansehen, und sagt: „Klar, nach so einem Wochenende in der Natur auf dem Campingplatz merke ich das schon. Aber wissen Sie was? Man gewöhnt sich an alles!“

BIN ICH ein textiler JUNKIE ?

Die österreichische Bloggerin und Aktivistin Nunu Kaller hat ausprobiert, wie viel neuen Stoff man braucht, um glücklich zu sein.

Im TrenntMagazin beschreibt sie ihren Mode-Entzug.

„Ich brauch ein neues Kleid!“ Das war der erste Gedanke, als ich von der Hochzeit einer Freundin meiner Mutter erfuhr. So richtig edel und nobel sollte die Feier werden. „Edel und nobel?“, dachte ich, „so was gibt mein Kleiderschrank nicht her.“ Also zog ich los, schlenderte durch die Geschäfte, durchwühlte die Kleiderstände. In einem Laden fand ich diesen Cordrock, den ich an einer Bekannten einmal bewundert hatte. Sie hatte ihn in einem wunderschönen Weinrot angehabt. Der, den ich gefunden hatte, war zwar kackbraun – aber egal, der Schnitt vom Rock war schön, und er war heruntergesetzt auf 15 Euro. Von „edel“ und „nobel“ war das Ding allerdings so weit entfernt wie Wien von

Hamburg. Ich kaufte ihn trotzdem. Auf der Hochzeit trug ich dann ein zehn Jahre altes Kleid – und kassierte Komplimente.

Ich hätte den Zwischenfall leicht vergessen können, aber solche Momente waren bei mir immer häufiger vorgekommen: Ich ging shoppen und kaufte mir Kleidung, die ich schlichtweg nicht brauchte.

Gut, wenn man ganz ehrlich ist, braucht man wahrscheinlich nur einen Bruchteil seiner Klamotten im Kleiderschrank. Das Pareto-Prinzip lässt sich auch auf unsere Kleiderschränke umlegen: 80 Prozent der Zeit tragen wir lediglich eine Auswahl aus etwa 20 Prozent des eigenen Kleiderschranks. Bei mir war das Shoppen sogar zum Hobby geworden. Dieser Kick, wenn ich etwas fand, das mir gefiel, passte und bezahlbar war, oder dieses Glücksgefühl, wenn man nach langer Suche eine ganz bestimmte Jacke endlich fand: unbeschreiblich! Und dank der Billigmode nicht unbezahlbar. Das Herrliche an diesen Kicks: Sie ließen mich kurzfristig den Stress vergessen, der zu dieser Zeit in meinen Alltag eingezogen war. Sich zu überlegen, wie der Rock in meiner Hand zu meinen Stiefeln zuhause passen würde, war so viel einfacher, als daran zu denken, wie es Mama wohl gerade bei der Chemotherapie ging.

Doch je öfter ich mir den Kick holte, desto schwächer wurde er, und desto schneller musste der nächste Kick her. Ganz wie bei einer Drogensüchtigen. Mindestens einmal pro Woche schlug ich beim Heimweg aus dem Büro den Umweg über die Einkaufsstraße ein. Ich erkannte bereits beim Reinkommen in meinen Lieblingsläden, was neu in den Regalen und auf den Kleiderstangen gelandet war. Aber das Hochgefühl endete bereits, als ich zuhause die Sachen auspackte. Stattdessen breitete sich

ein schlechtes Gewissen aus. Ich wusste, dass ich die Sachen nicht brauchte. Ich arbeitete bei einer Umweltschutzorganisation, und mir war bewusst, dass wir mit unserem Lebensstil die Ressourcen der Natur plündern. Aber während ich bei meiner Wohnungseinrichtung, beim Essen und bei meiner Fortbewegung immer wieder auch ökologische Faktoren berücksichtigte (also in der Stadt mit dem Fahrrad unterwegs war, mich mit alten Möbeln meiner Großeltern umgab und auf biologisches Obst und Gemüse achtete), machte ich bei der Kleidung bewusst die Augen zu.

Je öfter ich mir den Kick holte, desto schwächer wurde er, und desto schneller musste der nächste Kick her.

Doch dann kam der Moment, an dem ich das ändern wollte. Ich packte mit meinem damaligen Freund die Koffer für unseren Urlaub. Er war in 20 Minuten fertig und hatte in der Tasche sogar noch Platz. Ich musste fünfmal umpacken und dann trotzdem ein Paar Schuhe in seiner Tasche lagern. „Du hast einfach viel zu viel Zeug!“, schimpfte er. „Und du bist so inkonsequent!“ – das war einer seiner liebsten Vorwürfe an mich. Noch im Urlaub beschloss ich, dass ich es ihm und mir zeigen würde: Ein Jahr lang wollte ich keine neue Kleidung kaufen und mir in dieser Zeit anschauen, wo meine Sachen eigentlich herkommen. Kaum war ich aus dem Urlaub wieder zuhause, begann ich mit der Recherche. Wo wird die Kleidung, die man hier bei H&M, Zara und Co. bekommt, produziert? Wie wird sie produziert? Wer stellt sie her? Aus welchen Materialien? Was folgte, war die totale Überforderung. Ich klickte mich von einer Doku zur nächsten, saugte Infos auf wie ein Schwamm, las nur noch Sachbücher, die sich mit Textilproduktion beschäftigten. Ich erfuhr von den schrecklichen Arbeitsbedingungen in Produktionsländern wie China, Bangladesch oder Vietnam, stellte fest, dass die Produktion in Europa aber auch nicht automatisch bessere soziale Zustände bedeutet, ich sah Videos, in denen knapp 12-Jährige Jeans zusammennähten. Unsere Kleidung wird von den Ärmsten der Armen produziert, die sich ein solches Kleidungsstück selbst nie leisten könnten. Für ein Monatsgehalt von umgerechnet etwa 50 Euro arbeiten hauptsächlich weibliche Arbeitskräfte durchschnittlich 60 Stunden bei keinem oder maximal einem freien Tag pro Woche. Der Baumwoll-

anbau ist in Indien am günstigsten, gewoben wird dann in der Türkei, und die Stoffe werden nach Bangladesch oder Pakistan gebracht, um vernäht zu werden – halleluja, globalisierte Welt! Ich erfuhr vom massiven Chemikalieneinsatz in der Industrie und dass in den asiatischen Fabriken die Abwässer sehr häufig ungeklärt in die Flüsse geleitet werden. Wasseradern, die früher der dortigen Bevölkerung als Trinkwasser dienten und an denen man nun an der Farbe des Wassers die kommende Trendfarbe identifizieren konnte.

Mir wurde klar: Die moderne Textilproduktion ist eine globalisierte soziale und ökologische Seuche, die sich immer schneller ausbreitet. Denn die Moden wechseln heute schneller denn je. Wenn man an die sechziger Jahre denkt, hat man Bilder von Petticoats im Kopf. Bei den Siebzigern kommen einem sofort Schlaghosen und abenteuerliche Farbkombinationen (violett-orange!) in den Kopf. Aber wenn man an die nuller Jahre denkt? Was soll da die Mode sein? Dieses Jahrzehnt lässt sich nicht auf eine bestimmte Optik festnageln, zu viele unterschiedliche Trends wanderten durch die Modezeitschriften und Modefilialen. Firmen wie Zara brüsten sich damit, Imitate großer Prêt-à-porter-Schauen innerhalb von drei bis sechs Wochen in den Filialen weltweit hängen zu haben. Je länger ich mich damit beschäftigte, desto überzeugter war ich: Diese schnelllebigen Modetrends werden nicht von den Konsumenten erzeugt. Die wollten doch wohl nicht ernsthaft plötzlich alle zwei Wochen ihr Geld in die nächste Fast-Fashion-Filiale tragen und dort dann immer etwas Neues vorfinden – sie (und auch ich) wurden dazu erzogen. Dieses unbewusste Anspruchsdenken auf permanent neue Fetzen wird in uns bewusst von der Industrie aufgebaut. Für den Profit der Modeindustrie, der immer schneller und immer weiter wachsen muss.

Um das shoppingfreie Jahr auch wirklich durchzuhalten, begann ich zu bloggen. Auf www.ichkaufnix.com dokumentierte ich meinen Fortschritt und teilte mit meinen Lesern die Fakten rund um die Textilindustrie, die mich bewegten oder sogar erschütterten.

Ich beschloss, Kleidung auch selbst herzustellen und dies zu dokumentieren. Während ich zum Nähen eine Hassliebe entwickelte, konnte ich vom Stricken gar nicht genug kriegen und ich musste aufpassen, dass ich da nicht direkt in die nächste „Sucht“ hineinschlitterte: Plötzlich entwickelten Wollgeschäfte eine wahnsinnige Anziehungskraft auf mich. Aber ich versuchte, hart zu bleiben und mich auch hier mit den Produktionshinter-

gründen zu beschäftigen. Was mir jedoch immer wichtig war: Ich wollte nicht mit erhobenem Zeigefinger vor mich hin palavern, sondern immer auf Augenhöhe der Konsumenten bleiben. Ich war ja schließlich selbst eine, nur gerade auf Auszeit. Außerdem motivierte mich das öffentliche Schreiben: Ich hatte mir fest vorgenommen, im Falle eines Scheiterns dies auch dort zu dokumentieren. Der Blog erfreute sich sehr schnell hoher Beliebtheit – und vor so vielen Lesern zuzugeben, dass ich gescheitert war, wollte ich nicht.

Um das Happy End vorwegzunehmen: Ich habe es geschafft. Es ist in Wahrheit auch keine große Leistung. Ich habe nichts Weltbewegendes erreicht – und bin mir absolut darüber im Klaren, mich einem Luxusproblem gestellt zu haben. Und doch löste dieses Jahr etwas in mir aus, das ich nicht mehr umkehren kann: Ich will an der textilen Katastrophe keinen Anteil mehr haben. Gerade im Modebereich kann man wunderbar bei sich selbst anfangen. Ich persönlich habe meinen „roten Faden“ gefunden. Ich blogge nicht nur seit mittlerweile vier Jahren rund um die Themenfelder Fast Fashion und Slow Fashion, sondern bin auch seit zwei Jahren die Kampagnensprecherin für die Detox-Kampagne von Greenpeace in Österreich. Durch diese Kampagne hat Greenpeace bereits große Player wie Inditex (Zara) oder H&M dazu gebracht, ihre Lieferkette zu „entgiften“ und ihr Chemikalienmanagement zu überarbeiten und zu verbessern.

Für mich selbst gibt es nur noch entweder fair Produziertes (optimalerweise aus ökologischen Materialien) oder Secondhand. Noch ist faire Mode eine Nische, aber sie wächst. Und ihre Mode ist mittlerweile weit weg von Jutesack- und Ökoschlappen-Optik. Sie ist, wonach ich immer gesucht habe: ökologisch edel und nobel.

Um das Happy End vorwegzunehmen: Ich habe es geschafft.

Nunu Kaller mit ihrem Buch „Ich kauf nix!“



Die PRO~ PHEZEI~ UNGel

DER DJINNS

Der Fotograf Fabrice Monteiro lässt die Kinder der Erde zu mahnenden Müllmonstern auferstehen.



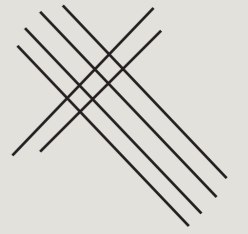
Sie erheben sich aus der Tiefe des Ozeans, aus den Weiten der Savanne, aus den Trümmern der Zivilisation. Mystische Gestalten, gehüllt in Kleider aus Plastikmüll, Fischernetzen, Folien, Kabeln, Schrott. Es sind die Kinder der Göttin Gaia, der Mutter Erde. Ausgezehrt von jahrzehntelanger Umweltzerstörung, hat Gaia ihre „Djinns“ losgeschickt, um die Menschen zu warnen: Die natürlichen Kreisläufe funktionieren bald nicht mehr. Die große Mutter, sie stirbt.

„Die Prophezeiung“ heißt die zehnteilige Serie des Fotografen Fabrice Monteiro und des Modedesigners Doulsy, in der die beiden die Zerstörung afrikanischer Landschaften theatralisch inszenieren. Obwohl die Sequenzen surreal erscheinen, sind die Orte real. Sie zeigen authentische Szenarien aus dem Senegal. Orte, wo Menschen wohnen, Wasser holen, Gemüse anbauen. Jedem Foto ist ein aufwändiger Prozess des Sammelns vorausgegangen. Wissenschaftler und Aktivisten der Universität Dakar lieferten die Hintergründe, welche Orte im Senegal am schlimmsten vermüllt und zerstört sind. Fotograf Monteiro entwickelte dazu eine Bildgeschichte, Designer Doulsy suchte die Gegenden nach Material ab und erschuf daraus monströse Kostüme.



„Jeder Schritt war eine Herausforderung“, sagte Monteiro dem Fernsehsender CNN. „Von der Herstellung der Kostüme bis zum eigentlichen Shooting war es ein aufwändiger Prozess. Jedes Bild wurde zu einer bestimmten Jahreszeit geschossen: Wenn Überschwemmungen oder Brandrodungen das Land zeichneten, wollten wir das abbilden.“

Entstanden ist eine fabelhafte Erzählung über Ozeanplastik, globale Erwärmung und Massenkonsum. „Die Prophezeiung spricht zu den Herzen der Menschen, weil sie Fakten und Fiktion mischt“, sagt Fabrice Monteiro. „Durch das mystische Element können wir sie aufrütteln, sich zu verändern. Jetzt!“

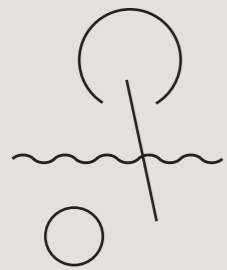


Fotograf Monteiro wuchs in den achtziger Jahren in Benin auf und lebte dann in Belgien. Als er vor einigen Jahren den Senegal bereiste, fand er ein zerstörtes Land vor. „Früher war Afrika sehr sauber. Es gab überhaupt keinen Müll. Heute kannst du an manchen Tagen nicht mehr ins Wasser gehen, weil es so unglaublich verschmutzt ist.“





Am Strand der Hann-Bucht bei Dakar entsteht ein mehrarmiges Monster den blutroten Fluten. Ein Schlachthaus leitet dort seine Abfälle ins Meer und macht die Küste zu einem Ort des Todes.





In den Arbeiten des Fotografen zeigt sich sein eigener afrikanischer Hintergrund. In Benin liegt die Geburtsstätte des Voodoo. Für seine Bilder greift Fabrice Monteiro den spiritistischen Glauben auf.



**ES DUFTET NACH GUTEM OBST.
ICH SEHE KEINE EINZIGE OBSTFLIEGE,
DIE ICH IMMER ERWARTE,
WENN ES SO DUFTET WIE HIER.**

Vor zwei Jahren entschloss sich der junge angehende Facharzt Zubin Farahani, nicht mehr nur Menschen zu retten. Er wollte etwas tun mit Lebensmitteln, die andere dem Müll zusprechen. Der Apfel, der zu groß gewachsen ist, die Ananas, die zu ausgereift duftet, oder die sieben sehr guten Mangos, die sich die Präsentierkiste mit einer eingedrückten teilen. Obst retten und haltbar machen, damit es länger Freude macht – dafür kaufte sich Farahani einen Dörröfen und dörnte in ihm, dünn auf Bleche gestrichen, das erste selbstgerettete und -pürierte Obst. Dörren ist ein Bearbeitungsvorgang zwischen Lufttrocknen und Backen, der dauert. Nach einem drei viertel Tag hatte der Ofen aus dem Püree Fruchtpapier gezaubert, das Farahani in kleine Streifen brach und seinen Freunden anbot. Die saßen schon gespannt auf dem Sofa. Ein Snack war geboren, Obst gerettet, die Freunde zufrieden, der Arzt glücklich.

Mehrere Einsätze auf Berliner Straßenmärkten, eine Crowdfunding-Kampagne und einen ARD-Fernsehbeitrag später öffnet mir Dr. med. Farahani im März 2016 auf dem Areal des ehemaligen Gaswerks in Berlin-Mariendorf die Stahltür zum neuen Produktionsstandort der Dörrwerk GmbH, die Farahani mit seinem Kumpel Jonas Bieber gründete. Als zweites Standbein, neben dem Arztberuf. Nicht primär als finanzielle Sicherheit für sich selbst, sondern um brauchbares, gesundes Obst vor der Vernichtung zu bewahren. Ende 2015 begannen Farahani, Bieber und ihre Freunde, die kleine Halle einzurichten. Kernstücke sind Produktionsmaschinen aus Fleischerei und Mosterei, die die Obstenthusiasten zu Fruchtpapier-Produktionsmaschinen weiterentwickelten. Eine von ihnen platziert Püree in flache Körbe in gleichmäßig dünner Schicht und eine weitere sieht aus wie ein Schrank, ist aber ein Dörröfen. Es duftet nach Obst. Nach gutem Obst. Ich sehe keine einzige Obstfliege, die ich immer erwarte, wenn es so duftet wie hier. Statt der Fliegen sehe ich lauter fröhliche Menschen, die sich wie Bolle darauf freuen, dass der Dörröfen geöffnet wird und das Ananaspüree vom Vortag sich als frisches Fruchtpapier inkarniert.

Schnell ziehen die Dörrwerk-Menschen die vielen Fruchtpüree-matten von ihren Unterlagen. Innerhalb von zwei Minuten sind die A3 großen und 0,5 mm dicken Platten knochentrocken. Dann werden sie kunstvoll und behände gebrochen, bis kleine Stücke von fünf mal fünf Zentimetern übrig bleiben. Die tüte ich später selbst mit ein. Farahani bringt die kleine Tütenverschweißmaschine in Position, mir reicht man eine Schürze und Handschuhe. Auch wenn es reines Obst ist, was da in Platten vor uns liegt, ist es ja trotzdem ein Lebensmittel, nein: erst recht. Da ist Hygiene ein gern gesehener Produktionsgast.

Übrigens sind 65 Prozent der Ananasplattenmasse aus Apfel-püree. Das verliert seinen eigenen Geschmack weitaus stärker als die Zweitfrucht, die jeder der drei Fruchtpapiersorten ihren Namen gibt, sorgt aber mit seinem Pektingehalt für eine erstaunlich knackige Stabilität des Fruchtpapiers. Apfel ist quasi der Crunch-Garant. Die Zweitfrüchte geben den Geschmack. Für die Farbe ist keiner mehr zuständig. Die verschwindet beim Dörren in Richtung bräunlich und es ist gut, dass die Tüten statt Sichtfenster mit der geschmacksgebenden Zweitfrucht illustriert sind. In der Hallenecke stehen schon die Mangos für morgen. Ananas kommt aus dem Dörröfen, Erdbeeren sind auf dem Weg dahin. Es ist Wochenende und mehrere Bestellungen müssen fertig werden. Für Farahani und seine Freunde wird das kein Wochenende. Mal wieder. „Wir kommen von Anfang an mit den Bestellungen nicht hinterher,“ freut sich der 30-Jährige. Das sei für ihn Ansporn, aber auch die Bestätigung, das Richtige zu machen.

Vom Richtigen könnten sie viel mehr machen, nicht nur der Nachfrage wegen, sondern auch weil die Großmärkte und die Obstbauern in der Region mittlerweile massenhaft Fehlware anbieten. Nicht jede verlorene Frucht kann Farahani retten. Aber bei den zweieinhalb Tonnen Erdbeeren hat er im Herbst 2015 zuschlagen müssen. Die Saison für deutsche Erdbeeren war da längst vorbei, in den Supermärkten stand wieder spanische Ware und ein Bauer hatte seine Feldfrüchte bis dahin nicht verkaufen können. Fast wären die Pflanzen und Früchte auf dem Acker untergepflügt und vergessen worden. Doch Obstretter Farahani kam rechtzeitig vorbei. Das Feld wurde nachgeerntet, die Erdbeeren püriert und eingefroren. Bei meinem Besuch im Dörrwerk sind die geretteten Früchte, vermischt mit Apfelmus, kurz vor dem Ziel, nach und nach kommen sie dünn-schichtig in den Dörröfen. Praktikant Lukas ist nett und bringt uns ein Glas Erdbeer-Apfel-Püree. „Smoothie“, sagt er und hat Recht. Für viele andere Start-ups wäre die Trendproduktion an dieser Stelle schon abgeschlossen. Aber Farahani möchte mehr. Nein, er möchte etwas anderes. Und weniger. Also keine Zusatzstoffe, auch keine natürlichen – nur haltbar gedörrte Früchte als knusprigen Snack.



**ZUM ERSTEN MAL SCHMECKT
ETWAS IN DEUTSCHLAND
SO SEHR NACH ANANAS
WIE DORT, WO DIESE FRUCHT
SONST WÄCHST.**

Bald sogar aus Gemüse. In der kleinen Versuchsküche steht Fooddesign-Student junior aus den Niederlanden vor Farahanis erstem Dörrfen. Im Rahmen eines Praktikums entwickelt er die Erweiterung der Produktpalette: echte Dörrwerk-Gemüsechips. Die Druckmuster der Tüten hängen schon im verglasten Büro: „Gemüsechips – Rote Beete, Karotte, Pastinake“. Entweder mild oder scharf gewürzt.

Im Sommer werden die Chips neben dem Fruchtpapier in den Berliner und Kölner Geschäften stehen, die bereits Dörrwerk-Produkte führen. Den größten Absatz aber machen die Obstretter im Direktvertrieb über ihren Onlineshop. Dort gingen nach einer Wiederholung des Fernsehbeitrags kurz vor meinem Besuch so viele Bestellungen ein, dass ich hier nicht nur rum-schnüffeln, sondern auch die Arbeitsbedingungen testen darf.

Das ist schwerer als angenommen. Weil ich mich immer mal von der guten Stimmung ablenken lasse. 40 Gramm Ananasfruchtpapier kommen in jede Tüte. Binnen einer Stunde schaffe ich es nicht, die 40 Gramm nach Augenmaß zu greifen. 34 sind es häufiger, oder 58. „In drei Stunden hast du es raus“, sagt Farahani. Er verschneißt die Tüten und druckt das Mindesthaltbarkeitsdatum drauf. Bis November 2016 bleibt diese Charge so knusprig, wie sie heute ist. Ich darf eine Tüte mitnehmen. Sie ist nach einem Kilometer Autofahrt alle – und zwar nur, weil man wirklich kauen muss.

Das Dörrwerk-Fruchtpapier der Sorte Ananas katapultiert mich in den Geschmackshimmel. Zum ersten Mal schmeckt etwas in Deutschland so sehr nach Ananas wie dort, wo diese Frucht sonst wächst. Statt „vegan“, „laktosefrei“, „glutenfrei“ und „100% Frucht“ sollten die Obstretter „Yummie“ auf die Verpackung drucken. Farahani selbst sagt, er stehe gar nicht so auf süß. Er freue sich sehr auf die Gemüsechips und auf den Wiedereinstieg in die Klinik, den er für den Sommer plant. Zumindest halbtags will er seine Facharztausbildung zu Ende bringen. „Und danach will ich dann doch irgendwann auch Hausarzt sein.“ Wie seine Mutter es ist. „Das wollte ich eigentlich nie.“ Er hatte sogar mal ein Jurastudium angefangen, um nicht in die Fußstapfen seiner Altvorderen zu treten. Wobei er auch mit der Fruchtpapieridee eine gewisse familiäre Tradition fortführt: Im Iran hat auch Farahanis Großmutter ihr Gartenobst durch Dörren haltbar gemacht. Damit man es nicht wegschmeißen muss. Heute weiß Enkel Zubin, dass nicht alles, was die Alten backen, altbacken ist.



MEHR WEG FÜR MEHRWEG Sechskantig, mit Relief und ungewöhnliche Formen – Experten schätzen, dass der Anteil der Designflaschen weiter steigen wird. Die Hüllen sollen das schaffen, was dem Inhalt immer weniger gelingt: unterscheidbar zu sein. Die Folge: Die Flaschen müssen aufwändig aussortiert und hunderte Kilometer weit durch die Republik zum Abfüller gekarrt werden, wo sie herkommen. Im Gegensatz zu den genormten Flaschen. Sind diese geleert, können sie zur nächstgelegenen Brauerei gebracht, gereinigt, neu befüllt und etikettiert werden.

WASSER, MALZ, HOPFEN UND HOLZ Wenn es nach dem dänischen Brauriesen Carlsberg geht, können Biertrinker bald mit Flaschen aus Pappmaché anstoßen. Zusammen mit dem Verpackungsspezialisten EcoXpac sowie Experten der Technischen Universität Dänemark will der weltweit viertgrößte Bierkonzern die erste Flasche aus Holzfasern auf den Markt bringen. Sie kann angeblich komplett kompostiert oder in der Papiertonne entsorgt werden. Damit das Bier nicht nach nassem Taschentuch schmeckt, soll die so genannte Green Fiber Bottle innen beschichtet sein. Wann die ersten Kisten mit dem Papierbier bei Getränke-händlern stehen werden, ist noch offen.

WRACKBIER Als Christian Ekström zwischen Finnland und Schweden nach einem gesunkenen Segelschiff taucht, findet er an Bord des Wracks fünf braune, mundgeblasene und verkorkte Pullen. Wie sich später herausstellt, hatte der Profi-Taucher und Pub-Besitzer damit das älteste erhaltene Bier der Welt entdeckt. Der Zweimaster, knapp 22 Meter lang und sechseinhalb Meter breit, war um 1840 untergegangen. Damals wurde Bier normalerweise nur in Holzfässern transportiert. Glasflaschen galten als Luxusware.



**BERLINER
BEGLEITERSCHEINUNG**

DASSELBE IN BRAUN Acht von zehn Bierflaschen, die in Deutschland gekauft werden, sind Mehrwegflaschen. Sieben dieser acht Flaschen sind so genannte Pool-Flaschen, die jeder Brauer verwerten kann. Jede Mehrwegflasche wird 30 bis 50 Mal wiederbefüllt werden, bevor sie recycelt wird.

Sie gehört zum Berliner Stadtbild wie Hundehaufen und Junggesellenabschiede: die „Faustmole“, wie echte Berliner sagen. Nicht schön, aber unvermeidbar. Morgens, mittags, abends, in Straßen oder Parks, Bussen und Bahnen sieht man Junge und Alte, Einheimische und Fremde, Proleten und Akademiker mit größter Selbstverständlichkeit einen tiefen Schluck aus der Pulle nehmen – aus Prinzip, als Feierabendlohn oder Wegzehrung. Sogar die Frankfurter Allgemeine Zeitung musste mittlerweile feststellen: „Das wahre Wahrzeichen Berlins ist nicht das Brandenburger Tor und auch nicht der Reichstag, sondern eine braune Pfandflasche.“

VERSCHLUSSSACHE Vom schnurumwickelten Stopfen aus Naturkork bis zur Porzellankappe mit Gummidichtung – bevor der Kronkorken erfunden wurde, gab es unzählige andere Arten, eine Bierflasche zu verschließen. Da er aus Blech besteht, können Magneten den 21-Zackigen in Sortieranlagen einfach aus dem bunten Wertstofftonnemix an Jogurtbechern, Waschmittelflaschen, Milchkartons oder Plastiktüten ziehen. Dann wird er ohne Qualitätsverlust recycelt.

FOTO Tom Peschel | TEXT Max Gehry

Ein
HIMMELREICH
für ein
Marmeladenglas



Im Berliner Gemeinschaftsgarten Himmelbeet wird möglichst wenig Abfall erzeugt.

Zwischen Hochbeeten, Bienenstöcken und Palettenmöbeln findet die Sehnsucht einen Ort. Im Himmelbeet, einem interkulturellen Gemeinschaftsgarten in Berlin-Wedding, können Anwohner und Schulklassen seit vier Jahren ihre eigenen Karotten und Radieschen aufziehen, Führungen und Kurse zum urbanen Gärtnern besuchen und inmitten des vielen Grüns miteinander Zeit verbringen. Im vergangenen Jahr eröffnete das Himmelbeet-Café. Dort werden die selbst gezeuhteten Kräuter, Früchte und Gemüsesorten zu kreativen Gerichten und Getränken verarbeitet.



Das Café zeigt nicht nur, wie lecker Obst und Gemüse der Saison ist, es verfolgt auch ein verpackungsarmes Konzept. „Low Waste Café“ nennen die Initiatoren Meike Stark und Felix Lodes ihre Idee, denn sie sind überzeugt, dass Gastronomie auch ohne viel Müll und Einwegverpackungen auskommen kann. Dazu haben sie viele Alternativen gefunden, mit denen trotzdem wirtschaftlich gearbeitet werden kann. Zum Beispiel wurde mit Lieferanten ein Rücknahme- oder Pfandsystem vereinbart. Wein kaufen sie in Schläuchen und Reinigungsmittel als Konzentrat im Großgebäude. Auch auf dem Tisch wurde vieles charmant verändert – Speisen zum Mitnehmen in



Marmeladengläsern, Naturstrohhalm für die Gartenlimonade oder Teelichter in Mehrweghaltern statt in Aluminiumhüllen.

Ihre vielfältigen Erfahrungen möchten sie weitergeben. Mit der finanziellen Unterstützung des Förderfonds Trenntstadt Berlin entstand eine Open-Air-Ausstellung. Gleichzeitig wurde ein Leitfaden für Café-Betreiber erstellt: Neben Hintergründen und Zahlen berichten sie von ihren Erlebnissen mit der Umstellung und den Reaktionen der Gäste. Sie stellen Ideen aus dem Café vor, verraten bewährte Kooperationspartner und weitere Adressen, um eigene Vorhaben voranzubringen. Auch eine Anleitung der „fünf konsequenten Schritte zum verpackungsarmen Café“ gehört dazu. Den Leitfaden für ein verpackungsarmes Café kann man sich auf der Internetseite herunterladen. Wie gut das funktioniert, davon kann man sich auch in diesem Sommer im Himmelbeet in der Ruheplatzstraße überzeugen – ein Ort, der nicht nur im Namen etwas Sehnsuchtsvolles trägt.

www.himmelbeet.de

FOTOS © himmelbeet_gGmbH

FOTOS Jürgen Scheer



Wie eine
TÜTE
IM
WIND

In Berliner Klassenzimmern werden Alternativen zur Plastiktüte durchgespielt.

Schauspieler kommen für eine Doppelstunde in die Schule. Sie möchten Ausschnitte aus ihrem Film über Plastiktüten zeigen, doch komischerweise kommt alles anders als geplant. Der Film läuft nicht. Die Schulkinder müssen einspringen, sonst scheitert das ganze schöne Projekt. So geht es los, das Mitspielstück „Tüten im Wind“, in dem Grundschüler der vierten bis sechsten Klasse selbst aktiv werden können. Im Anschluss entwickeln die Kinder in unterschiedlichen Spielformen eigene Szenen zu der Frage, wo die vielen Plastiktüten enden. Eine Tüte, die auf dem Schulhof in Neukölln vergessen wird, weht in den Landwehrkanal, gerät in die Havel, ins Meer und in den riesigen Plastikstrudel im Ozean.

Sollen Tüten am besten verboten werden? Das wird in einer Gerichtsverhandlung diskutiert. Doch die Plastiktüte hat einiges zu ihrer Verteidigung vorzubringen: Sie schützt den Fahrradsattel vor Regen, trägt unsere Einkäufe nachhause und hilft uns an vielen Stellen durch den Alltag. „Hier werden die Kinder oft sehr nachdenklich“, sagt Regisseurin Anne Zühlke. „Sie spüren, dass es auf das eigene Verhalten ankommt. Jeder kann entscheiden, im Supermarkt die Plastiktüte abzulehnen und dafür zu sorgen, dass weniger Tüten verbraucht werden. Zum Schluss machen wir daher ein Foto mit der Klasse, auf dem sich alle an die eigene Nase fassen.“

www.grips-theater.de



Weitere Informationen unter:
www.stiftung-naturschutz.de/wir-foerdern/foerderfonds-trenntstadt

Gefördert durch



stiftung
naturschutz
berlin
aus Mitteln der
Trenntstadt Berlin

Trenntstadt **Berlin**



WAS UNS GLÜCKLICH MACHT...

♥ In der Schweiz essen sie Sträuße

Ja wirklich. Kein Quatsch. Die Unternehmensgründerin Katja Gubser bindet essbare Blumen und Kräuter zu „Mampfsträußen“ zusammen und verkauft sie über das Internet. Statt einer Glückwunschkarte und Blumendünger hängt sie eine Rezeptkarte daran. Aus diesem Strauß lässt sich zum Beispiel ein Kräuterrührei, eine Rosmarinschnecke und Rosenmarmelade zubereiten. Wenn das nächste Mal also ein Schweizer mit Blumen vor Ihrer Tür steht – seien Sie gewarnt: Er könnte bis zum Frühstück bleiben wollen.
www.mampfstraus.com



♥ Kronkorken der Schöpfung

Ein Kronkorken ist ein wertvolles Objekt. Nicht nur für Bierbrauer als Flaschenverschluss. Kinder schnipsen ihn beim „Englisch Fußball“ hin und her. Sammler füllen Kartons mit den bunten Metallkorken. Musiker basteln daraus Perkussionsinstrumente. Hausfrauen drücken ihn als Magneten in Seife. Und der israelische Designer Yoav Kotik fertigt aus ihm ganze Schmuckkollektionen. „Ich hoffe, dass der Schmuck vielen Leuten gefällt“, sagt er. Zur Sicherheit überzieht er die Objekte mit 24-karätigem Gold.
www.kotik-design.com



♥ Eine Frage des Stiels

Seit der Teenie-Klamotte „Eis am Stiel“ ist selbiges ein bewährtes Stiel-Mittel zum Abschleppen von Sommerbekanntschaften. Dank des Onlinehändlers Kivanta, der Produkte zum plastikfreien Verpacken anbietet, kann man Eis unendlich oft neu ansetzen. Die Formen sind aus Metall, die Stiele aus Bambus. Verschleißt nur Flirtkondition, keine Rohstoffe.
www.kivanta.de



♥ NSA, nicht mitlesen!

Dass das Briefgeheimnis im Artikel 10 des Grundgesetzes steht, daran erinnert sich ja kaum mehr einer. Weil es erstens kaum Briefe und zweitens kaum Geheimnisse mehr gibt. Sollten Sie aber doch mal etwas Konspiratives kreativ verschicken wollen, schreiben Sie es auf dieses bunt bedruckte Recyclingpapier. Sieht nach einem harmlosen Würfel aus, ist aber eine Postkarte. Die Herstellerfirma heißt übrigens übersetzt Papiertiger – was eigentlich ein Schriftstück ohne Bedeutung meint. Also wie Artikel 10.
www.papiertigre.fr/de



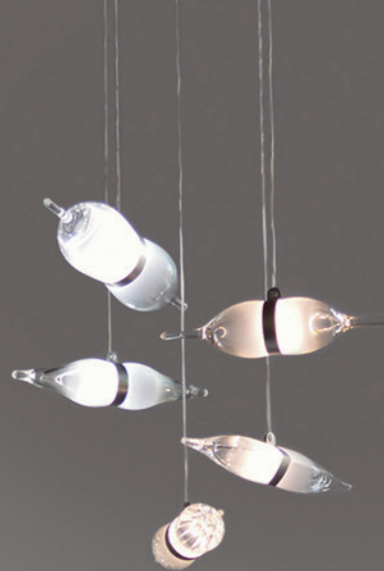
♥ Ist so

Sartorialist ist ein Kunstwort und steht für einen Modeblog, der besonders elegante Straßenmode sammelt. Botanist ist ein Kunstwort und steht für einen Gin, der besonders elegant nach Kräutern schmeckt. Upcyclist ist ein Kunstwort und steht für ein Buch, das besonders elegante Upcycling-Möbel zeigt. Mit Empfehlung, Ihr Magazinist.
Random House, 34,95 Euro

♥ Brinkmann bringt Beine an

Der Pagholtz-Formsitz hat sich in der deutschen Kultur regelrecht festgesetzt. Auf den bekannten Schichtholz-Stühlen saßen seit den siebziger Jahren Menschen dicht gedrängt: in Messehallen, Aulas, Konzerthäusern. Jetzt will Brinkmann dem Massenmöbel eine Seele einhauchen und baut ausrangierte Fahrradrahmen als Beine darunter. Jeder steht nun ganz für sich allein.
www.formsitz-design.de





♥ It takes two

„Ich schwöre dir: Die Gläser schwebten über dem Tisch!“

„Unfassbar!“

„Das eine hat sich am anderen festgesaugt.“

„Ach was!“

„Wenn ich es dir doch sage! Sie haben sogar geleuchtet.“

„Du hast dir doch einen auf die Lampe gegossen!“

„Nein, dafür wäre sie wirklich viel zu schade.“

„Ja, aber wo gibt's denn so was: schwebende Gläserleuchten?“

„In Montréal. Bei dem Designer Tat Chao.“
www.tatchao.com



♥ Tischge-Deck

Was muss eigentlich im Leben passiert sein, dass zwei junge Kerle aus Hamburg sich entschlossen haben, die Decks ihrer Skateboards zu zersägen und zu Eierbechern zu machen? War es Liebe, war es Hass? Wir werden bei einem Sonntagsei mal darüber nachdenken.
www.lockengeloet.com



♥ Nach reiflicher Überlegung

Wenn man sich mal so überlegt, dass jedes Jahr in Deutschland etwa 650.000 Tonnen alte Autoreifen übrig bleiben. Und dass die zwar auch zu Asphalt oder Bitumen recycelt, mehrheitlich aber als Ersatzbrennstoff genutzt werden. Wenn man sich das alles überlegt, erscheint es gar nicht mal so merkwürdig, sich einen Gummikorb aus alten Autoschlappen zu kaufen.
www.lilligreenshop.de



♥ Vom Reissack zum Reisesack

Wenn in China ein Sack Reis umfällt, interessiert das bei uns angeblich niemanden. Wenn aus diesem Reissack aber eine Kosmetiktasche mit ulkigem Fischmotiv genäht wird, interessiert uns das schon. Das wäre zumindest eine Erklärung, warum ein Beutel für Zahnbürsten und Deoroller ausgerechnet Kulturbeutel heißt.
www.upcycling-deluxe.com

♥ Weltläufer

In vielen Teppichfabriken werden Menschenrechte und Umweltstandards mit Füßen getreten. Die finnischen Designerinnen Mervi Pesonen und Eija Rasinmäki wollen das anders machen und sammeln für ihre Läufer Materialreste aus indischen Fabriken zusammen, die fair und ökologisch produzieren. Fortschritt durch Teppich.
www.finarte.fi



Rach sucht: das perfekte Frühstück.

Im Moment bin ich ja wieder sehr viel unterwegs für meine neue Sendung „Rach sucht: Deutschlands Lieblingsrestaurant“. Zwischendurch trinke ich schon mal einen Kaffee. Ich hab mich mal schlaugemacht: In Deutschland verbrauchen wir um die 2,8 Milliarden Einwegbecher im Jahr. Mit den Bechern könnte man die Erde siebeneinhalb Mal umrunden, wenn man sie aufeinanderstellen würde. Ich habe deshalb immer einen Thermo-Becher dabei, der hält im Sommer die Getränke kühl und im Winter den Kaffee oder den Tee heiß.

Christian Rach – Moderator, Kochbuchautor und Becherheld der Deutschen Umwelthilfe



FOTO: © ERMISA

Die große
WELT des
MÜLLS

FRANKREICH: RIFFE AUS REIFEN

Die Idee, aus alten Autoreifen künstliche Ozeanriffe zu bauen, ist gescheitert. Die französischen Behörden beendeten ein Pilotprojekt, bei dem 25.000 abgefahrene Reifen versenkt wurden und seit den achtziger Jahren auf dem Grund der Riviera lagen, berichtet die Zeitung „Le Monde“. Man hoffte damals, dass sich Pflanzen und Tiere ansiedeln würden. Das passierte nicht. Die Autoreifen zerstörten Seegrasswiesen und echte Riffe. Außerdem gelangten Schwermetalle und toxische Verbindungen in die Nahrungskette.

PORTUGAL: KRUMME DINGER

Die Initiative „Fruta Feia“ aus Lissabon sammelt Obst und Gemüse, das nicht verkauft werden darf. Schiefe Möhren und zusammengewachsene Pflaumen, die nicht den EU-Normen entsprechen, werden bei den Bauern abgeholt und günstig an die Mitglieder der Kooperative abgegeben. Etwa 460 Tonnen Lebensmittel können so jedes Jahr gerettet werden.

SAN FRANCISCO: BRUNNEN STATT PLASTIK

San Francisco will bis zum Jahr 2020 den Verkauf von PET-Flaschen verbieten, die 600 ml oder weniger beinhalten. Die Stadt ruft ihre Bürger unter dem Motto „Bring Your Own Water Bottle“ dazu auf, sich ihre Wasserflaschen an öffentlichen Trinkbrunnen aufzufüllen. Nach dem Verbot von Plastiktüten ist San Francisco nun die erste Metropole weltweit, die ein solches Gesetz erlassen hat.

RUSSLAND: VERNICHTETES ESSEN

Auf das Lebensmittel-Embargo der Europäischen Union hat der russische Präsident Wladimir Putin mit Trotz reagiert. Putin verbietet, dass Lebensmittel aus EU-Mitgliedsstaaten eingeführt werden dürfen. Im Sommer 2015 wurde alles, was trotzdem ins Land importiert wurde, medienwirksam vernichtet. Das waren bereits wenige Tage nach Präsidentenerlass knapp 500 Tonnen Obst, Gemüse, Fleisch und Käse. Durch das Embargo sind die Lebensmittelpreise gestiegen, der Rubel verfällt und die Armut in Russland steigt.

CHINA: SCHLAUE STÄBCHEN

Ein Technikkonzern aus China hat batteriebetriebene Essstäbchen entwickelt, die über Sensoren erkennen, wie viel Zucker, Salz oder Giftstoffe im Essen sind. Die Hightech-Stäbchen sollen die Chinesen dazu motivieren, keine Wegwerfstäbchen mehr zu benutzen. Umweltschützer hatten in der Vergangenheit immer wieder darauf hingewiesen, dass für die 45 Milliarden Essstäbchen im Jahr etwa 25 Millionen Bäume abgeholzt werden müssen.

BRASIL: RESTEKÜCHE

Die Hausfrau Regina Tchelly kocht mit Menschen aus Brasiliens Armenvierteln aus Essensresten nahrhafte Gerichte. Mit ihrer Gruppe „Favela Orgânica“ will sie zeigen, was mit kreativen Ideen aus Essensresten entstehen kann. Ihre Rezepte und ihr Engagement begeistern nicht nur die hungrigen Favela-Bewohner, sondern auch Sternköche. Sogar der Papst lud Tchelly als Recyclingexpertin zum Kochen in den Vatikan ein.

STREUVERLUSTE

Ende des 15. Jahrhunderts gelangten die ersten Gewürze aus Indien und Afrika nach Europa. In großen Körben und Fässern schaukelten sie im Laderaum des Schiffes über den Ozean. Kardamom, Weihrauch oder getrocknete Heilkräuter wurden dann in kleineren Mengen weiter an die Händler verteilt. Hier konnte man sie in kleinen Packungen oder lose kaufen. Im Gegensatz zu heute gab es kaum Einwegverpackungen. Ohne Verpackungen, die unseren Pfeffer oder die Haferflocken vor Schmutz und Feuchtigkeit schützen, wären wir zwar ganz schön aufgeschmissen. Ressourcenschonender aber ist es, Verpackungen zu vermeiden oder ganz hüllenlos zu kaufen – zum Beispiel in einem der Unverpackt-Läden, von denen es schon zwölf in Deutschland gibt, wie die Website utopia.de berichtet.

FOTO Fotolia

In Indien geht der Abfall online

In der IT-Stadt Bangalore hilft eine App Müllsammlern. Dank „I got Garbage“ können sie Abfälle finden, sortieren, verkaufen.

TEXT Doreen Fiedler | ILLUSTRATION Paula Camara

In einer Lagerhalle in Indiens IT-Stadt Bangalore sitzen acht Frauen und Männer auf Bastmatten. Ihre Hände fliegen durch den Müll, der vor ihnen liegt. Tetrapaks landen links, Plastik-Wasserflaschen rechts, Papier und Pappe hinter ihnen, alte Schuhe in einer großen Tüte in der Ecke, Kokosnüsse in einem Eimer. „Meine Mitarbeiter kennen 72 Müllsorten“, sagt Mansoor stolz.

Die Müllabfuhr kommt mit dem Rad

Der 33-Jährige, der wie viele ärmere Inder nur einen Namen trägt, war bis vor kurzem selbst Müllsortierer. Heute beschäftigt er zehn Familien – und versteht sich als einer der zahlreichen Unternehmer in der 8,5-Millionen-Metropole. „Wenn die Säcke früh am Morgen reinkommen, werden sie gewogen, das Ergebnis in einem Tablet notiert und die Müllsammler ausgezahlt. Dann sortieren wir und verkaufen die Produkte an Recycler“, erklärt Mansoor. 15 Tonnen schlage er pro Monat um, erklärt der aufgeweckte, drahtige Mann. Mansoor platzt fast vor Stolz, wenn er von seinen Erfolgen spricht: Er gebe seinen Mitarbeitern Uniformen, schicke sie zu den Abfallverursachern, setze Fahrräder zum Sammeln ein, wisse die Marktpreise

und kenne die besten Recycling-Kunden. „Ein gutes Geschäft“, sagt er. Möglich wurde die Professionalisierung von Mansoor und etwa 600 anderen Müllsammlern dank eines IT-Unternehmens. Mindtree hat seinen Sitz ebenfalls in Bangalore, an dessen Hauptsitz im „Global Village“ sieht es ganz anders aus als in Mansoors Halle: Künstliche Wasserfälle begrüßen die Besucher, dahinter erstrecken sich frisch geteerte, schlaglochfreie Straßen, die von Palmen und Golfplatz-Rasen gesäumt werden.

Für Müll gilt keine offizielle Lieferkette

Mehr als 10.000 Menschen arbeiten in Bangalore für Mindtree. 45 davon versuchen seit anderthalb Jahren, das Müllproblem der Stadt zu lösen und gleichzeitig das Leben der Müllsammler der Metropole zu verbessern. „Technologie soll doch allen Menschen helfen, egal welche Art von Arbeit sie verrichten“, sagt Satyam Gambir von Mindtree.

Bislang landen fast 4.000 Tonnen Müll pro Tag unsortiert auf Deponien am Rande der Metropole. Das sei teuer, verpöste die

Luft sowie die Erde rund um die Halden, sagt Gambir. „800 bis 1.000 Tonnen sortieren die Müllsammler schon vorher raus, vor allem Plastik und Pappe“, sagt er. Da sei noch mehr möglich. „Bislang gab es für Abfall keine offizielle Lieferkette“, erklärt er.

Das ändere sein Unternehmen nun, in Zusammenarbeit mit vielen Nichtregierungsorganisationen (NGO), die sich direkt um die Armen kümmern. 190 Abfallsammelstellen wie die von Mansoor werden gerade eingerichtet, weitere sollen folgen. „Die funktionieren wie Warenhäuser: Eingang, Lagerbestand, Ausgang“, sagt Gambir. Alle Waren würden mit Hilfe einer App auf Tablets erfasst. Auch Betriebe, Läden und Hausgemeinschaften, die den Müll verursachen, nutzen die App „I got Garbage“ (Ich habe Müll): Sie melden, wenn Abfall abgeholt werden soll.

„Bislang haben einzelne Abfallunternehmen oder Müllsammler nur eine bestimmte Sorte Abfall geholt, etwa Papier. Wir aber nehmen alles“, beschreibt Gambir den Vorteil für die Müllverursacher. Außerdem spiele es ihm in die Hände, dass es unter Indern langsam eine größere Bereitschaft gebe, sich des Müllproblems im Land anzunehmen. „Swachh Bharat“ (die

neue Kampagne des Premierministers für ein sauberes Indien) verändert das Bewusstsein. Die Menschen hören uns jetzt zu“, sagt Gambir.

Inder befassen sich zunehmend mit dem Müllproblem

Nalini Shekar, Mitgründerin der NGO Hasiru Dala (Grüne Kraft), sieht in „I Got Garbage“ die Zukunft. „Die App optimiert den ganzen Prozess und erlaubt es den Müllsammlern, sich zu professionalisieren“, sagt sie. Ihre NGO hilft bei der Schulung der Benutzer. „Wichtig war es, dass die App immer einfacher wurde, mit vielen Symbolen, denn viele Müllsammler sind fast Analphabeten“, sagt sie. Derzeit gingen mehr und mehr Tablets an die Abfall-Mitarbeiter raus. „Ich träume von Großem“, sagt sie.

IM STRUDEL

PLASTIK

ist der Stoff, aus dem unsere moderne Welt ist. In den letzten 50 Jahren hat sich die Menge des verwendeten Kunststoffs verzweifacht, denn er ist vielseitig und billig. Große Mengen des Plastiks gelangen nach ihrer Verwendung in die Umwelt. Allein unsere Meere bekommen etwa 8 Millionen Tonnen Plastikmüll pro Jahr ab. Was daraus wird, zeigt unser Überblick.

FOTO © Wally Baker | ILLUSTRATIONEN Tidjan Camara

DIE FINNENBAUER

Den Münchnern Luise Grossmann und Felix Wunner hat es irgendwann gereicht, beim Surfen ständig durch Tüten und Plastikflaschen zu paddeln. Also haben sie – finanziert durch Crowdfunding – ein Verfahren entwickelt, mit dem sie Plastikmüll von den Stränden Balis in etwas Neues upcyclen können: eine Surffinne! Ab Sommer erhältlich über five-oceans.co.



2050

wird es laut einer Studie des Weltwirtschaftsforums mehr Plastik im Meer geben als Fische*.

(* nach Gewicht gerechnet)

FASHIONS FRITZEN!

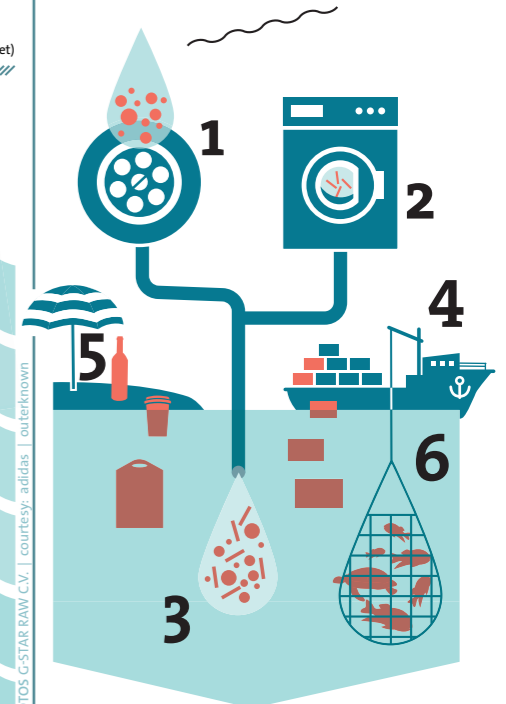
Meeresmüll lässt sich auch elegant abtragen. Diese drei Labels machen Mode aus Ozeanplastik.

Der Produzent und Musiker Pharrell Williams hat für **G-Star** eine Linie entworfen, für die Plastikflaschen in textiles Material verwandelt wurden.

Bei **Outerknown**, dem Modelabel des Surfstars Kelly Slater, werden alte Fischernetze zu Mode verwebt.

Die Mittelsohle dieses Laufschuhs von **Adidas** wurde aus recycelten Fischernetzen hergestellt.

SO KOMMT DER MÜLL INS MEER?



- 1 KOSMETIKPRODUKTE** wie Peelings enthalten oft kleine Plastik Kügelchen.
- 2 WASCHMASCHINEN** lassen beim Waschen von Kunstfasertextilien winzige Fasern entstehen.
- 3 ABWASSER** transportiert diese kleinen Partikel ins Meer.
- 4 SCHIFFE** entsorgen illegal Müll im Meer und verlieren immer wieder Container.
- 5 STRÄNDE** ähneln in manchen Ländern Müllkippen. Auch Flüsse tragen Müll ins Meer.
- 6 FISCHNETZE** werden von der Fischindustrie oft im Meer entsorgt oder gehen verloren.



100.000 Tiere sterben jedes Jahr auf Grund der Plastikverschmutzung. Sie verenden in alten Netzen und Plastiktüten. Oder sie halten Plastikmüll für Futter, weshalb das Plastik auch bei uns Menschen landet – direkt auf dem Teller.

Auf Grund der Strömung konzentrieren sich große Mengen von Müll und Plastikteilen in fünf großen Strudeln – verteilt über alle Ozeane.

WIE GROSS IST LAUT SCHÄTZUNGEN DER GRÖSSTE STRUDEL?

A **3x** so groß wie Berlin, B **3x** so groß wie Bayern, C **4x** so groß wie Deutschland

OCEAN BOTTLE

Eine Flasche im Ozean ist Müll. Ein Ozean in einer Flasche ist ein tolles Spielzeug!



Labels von der Plastikflasche ablösen. Bis zur Hälfte mit Leitungswasser füllen.



Ein paar Tropfen blaue Lebensmittelfarbe hinzufügen.



Selbst gesammelte Muscheln und Seesterne hinzufügen. Den Rest mit Speiseöl auffüllen.



Deckel zuschrauben, damit der Ozean nicht ausläuft.

Liebe Kinder,

kennt ihr das? Wenn ihr mit großen Augen und knurrendem Magen einkaufen geht, landen komischerweise immer mehr Lebensmittel im Einkaufswagen, als ihr zuhause essen könnt. Damit das Essen länger hält und nicht schlecht wird, müsst ihr es richtig lagern. Aber wie geht das? In welches Fach im Kühlschrank gehört zum Beispiel die Butter? Oder das Gemüse?



Wohin damit?

Im Kühlschrank ist es unten am kältesten. Nach oben hin steigt die Temperatur.

- Obst und Gemüse gehören getrennt voneinander in die Schubfächer ganz unten.
- Auf der unteren Glasplatte ist der beste Ort für Fleisch und Fisch.
- Milchprodukte kommen auf die mittlere Etage.
- Oben sortiert ihr die Essensreste ein, die ihr euch später noch aufwärmen möchtet.
- Butter und Eier haben ein Fach in der Tür.

Manche Lebensmittel gehören gar nicht in den Kühlschrank, weil sie in der Kälte an Aroma verlieren. Zum Beispiel Tomaten, Kartoffeln, Auberginen, Bananen und Kürbisse.

Und wenn die Bananen doch mal braun werden, verraten wir dir, wie du aus ihnen einen superleckeren Bananen-Shake machen kannst:

Bananen-Shake-Rezept



und ab in den Mixer damit. Lecker!



Viele weitere Tipps und Ideen zum Thema Abfall und Abfallvermeidung findest du in dem Buch „Nachrichten aus der Tonne“:
www.umweltbundesamt.de/publikationen/nachrichten-aus-der-tonne



ILLUSTRATION Stefanie Saghir



Mein Müll & ich



Nachgefragt bei:

FRANZISKA VOß
BSR-ABFALLBERATERIN
Abfallberatung@BSR.de
Telefon 030 7592-4900

Franziska Voß ist Expertin für alles, was man loswerden möchte: Sie weiß genau, in welche Tonne welcher Abfall gehört und was danach mit ihm passiert. Ihre Fragen beantwortet sie direkt per E-Mail oder Telefon. Und an dieser Stelle.

MYTHOS: PLASTIK

Kunststoff umgibt uns von der Zahnbürste bis zur Nachttischlampe. Kein Wunder, denn er ist universell einsetzbar und sehr lange haltbar. Und genau das ist das Problem: Er verrottet nicht. Mittlerweile können aber viele Kunststoffe recycelt werden. Es gibt sogar Bio-Plastik. Das klingt ja fast wie Kompost. Franziska Voß klärt auf.

Wird Plastik immer recycelt?

Natürlich kann Kunststoff grundsätzlich recycelt werden. Das Schöne am künstlichen Stoff ist, dass nahezu jede benötigte Materialeigenschaft hergestellt werden kann. Aber nur wenn die Kunststoffe sortenrein sind – also gemeinsame Materialeigenschaften haben –, können sie wieder verwertet werden.

Oft besteht aber ein einziger Gegenstand schon aus verschiedenen Kunststoffen, die für den Verbraucher scheinbar untrennbar miteinander verbunden sind. In den heutigen Hightech-Sortieranlagen können viele Kunststoffe sortenrein sortiert und auf den entsprechenden Verwertungsweg gebracht werden. Es bleiben immer Mischkunststoffe übrig, die dann aber zumindest energetisch verwertet werden. So ersetzen sie fossile Energieträger. Trennen ist also auch beim Kunststoff in jedem Fall sinnvoll. Ab damit in die Wertstofftonne! Noch wichtiger ist aber gerade beim Kunststoff die Abfallvermeidung.

Sind Biokunststoffe die bessere Alternative?

Beim Biokunststoff kann es sich um einen Kunststoff handeln, der biobasiert ist, also aus nachwachsenden Rohstoffen wie Mais oder Kartoffeln hergestellt ist. Oder es sind Kunststoffe, die zwar biologisch abbaubar sind, jedoch aus Erdöl gemacht sein können.

Biologisch abbaubare Kunststoffe sind jedoch nur unter besonderen Feuchtigkeits- und Temperaturbedingungen kompostierbar, dies können die Anlagen meist nicht einhalten. Ein Recycling von bioabbaubaren Tüten ist ebenfalls nicht möglich. Da der Bioabfall in Berlin zunächst in eine Biogasanlage gelangt, werden alle Tüten vorher aussortiert.

Der Anbau von nachwachsenden Rohstoffen, die für die Herstellung von bioabbaubaren Kunststoffen verwendet werden, steht in Konkurrenz zur Nahrungsmittelproduktion und forciert Monokulturen, die sich auch auf die Umwelt negativ auswirken. Eine Studie des Umweltbundesamtes im Jahr 2012 untersuchte die gesamtökologischen Aspekte. Die Schlussfolgerung: Biokunststoffe aus nachwachsenden Rohstoffen haben gegenüber denen aus Rohöl keinen Vorteil.

Wie kann man Kunststoffverpackungen und -tüten vermeiden?

Man sollte nur dort Kunststoffverpackungen nutzen, wo es nicht anders geht. Statt Einkaufstüten eignet sich ein lange verwendbarer Beutel zum Beispiel aus Baumwolle oder recycelten PET-Flaschen. Obst und Gemüse am besten unverpackt kaufen. Für Getränke sind Mehrwegflaschen die beste Alternative. Sie können etwa 25-mal neu befüllt werden, wenn sie aus Kunststoff sind, und sogar 50-mal, wenn sie aus Glas sind. Noch besser ist natürlich, Leitungswasser zu trinken und es für unterwegs abzufüllen.

Komprimierte Deodorants, Wasch- und Reinigungsmittel als Konzentrat oder in Nachfüllpackungen sparen viel Verpackung im Alltag. Allerdings sollte man hier auch auf die richtige – geringe – Dosierung achten.

Zum Abtrennen und Sammeln

Waschen für Jedes Level

Schon vor 5.000 Jahren erkannte man, dass Pflanzenasche mit Öl vermischt richtig schön sauber macht. Seitdem sind die Rezepturen deutlich komplizierter geworden – und umweltbelastender. Moderne Waschmittel enthalten Duftstoffe, antibakterielle Inhalts- und Konservierungsmittel sowie Füllstoffe. Mit jedem Spülgang gelangen sie ins Wasser und können auch nach der Aufbereitung im Klärwerk nicht vollständig abgebaut werden. Wie aus dem Waschen eine saubere Sache für Umwelt und Mensch werden kann, verraten wir hier:

anfänger

Waschanfänger lassen sich von gefühltem Wissen leiten: Sie dosieren ungefähr, wählen die Temperatur spontan und glauben an die frühlingfrischen Versprechen der Werbung. Ein paar einfache Umgangsregeln haben sie aber schnell drauf:

Volle Ladung: Die Maschine ist voll, wenn die flache Hand zwischen Wäsche und Trommel passt.

Weniger ist mehr: Die Dosierung für das Waschmittel richtet sich nach der Wasserhärte, man erfährt sie unter www.wasserhaerTE-deutschland.de. Sauber wird's schon bei 30 Grad.

Lieber fest als flüssig: Pulverförmige Waschmittel sind durch weniger Tenside besser als flüssige. Produkte mit dem EU-Umweltzeichen sind eine gute Wahl. Buntes liebt Colorwaschmittel, es enthält keine Bleichmittel.

Flecken vorbehandeln: Statt mehr Waschmittel helfen Hausmittel: Essig oder Backpulver machen vieles wieder rein. Tipps auf www.flecken-entfernen.de.

Keine Zusätze: Vorwäsche braucht kein Mensch. Weichspüler oder Hygienespüler machen nicht sauberer, können Allergien auslösen und sind zusätzlicher Ballast für die Umwelt.

mittelstufe

Weil Waschen schlau macht, kennen kluge Köpfe viele Systeme. Sie erklären spielend den Unterschied zwischen Pistazie und Waschnuss und wissen, dass gegen alle Flecken ein Seifenkraut gewachsen ist.

Waschen nach dem Baukasten: Asche, Seife und Soda – mehr brauchte man früher am Washtag nicht. Man konnte die Mittel je nach Wäsche zusammenstellen. Das geht auch heute mit Baukasten- oder Tandemsystemen. Die Komponenten bestehen aus einem Basis-Waschmittel, Wasserenthärter und Bleichmittel. Das flecklösende Bleichmittel ist nur bei starkem Schmutz oder hartnäckigen Flecken nötig.

Nussknacker: Die mehrmals verwendbaren Waschnüsse sind die Früchte des Waschnuss- oder Soapnut-Baumes. Das in der Schale enthaltene Saponin löst Fett und Flecken aus Textilien, ohne dabei Farben und Fasern anzugreifen. Dazu wird die Schale von drei bis sechs Nüssen in einem Baumwollsäckchen mit zur Wäsche gegeben – gern auch mit ein paar Tropfen Duftöl. Bei weißer Wäsche passt ein Naturbleichmittel gut dazu. Beides gibt es in Natur- und Bioläden. Dort erhält man auch viele Öko-Waschmittel auf der Basis von Seifenkraut.

ILLUSTRATION Julia Fernández

fortgeschrittene

Der Waschprofi hat von Megaperls schon mal gehört, aber das ist lange her. Seine Rezepte sind besser, die Ökobilanz unschlagbar. Und wenn gerade nichts im Haus ist, reicht ein Gang in den Wald, um Nachschub zu holen. Am besten wäre es natürlich, die Wäsche gar nicht zu waschen, sondern nur zu lüften. Oder sie nach dem alten Kostümbildner-Trick mit Wodka besprühen, der alle Gerüche aufnimmt. Was nach einer langen Nacht in einer Raucher-keipe noch geht, riecht aber auf Dauer muffig.



Wie wär's mit einem Waschmittel zum Selbermachen? Dafür eignen sich Kastanien, die zerhackt zu einem Sud gekocht werden. Oder die getrockneten und gekochten Wurzeln des Seifenkrauts. Auch aus Efeu lässt sich eine solche Waschbrühe herstellen. Allerdings ist die Anfertigung recht aufwändig und der Sud eignet sich eher für die Handwäsche.

Ein Waschmittel aus Kernseife dagegen ist auch ohne botanische Kenntnisse schnell gemacht.

Waschmittel selbst gemacht
(Dosierung für Berliner Wasserhärte)

- 1 Stück Kernseife (gibt's auch öko und vegan)
- 5 gestrichene EL Waschsoda (Natriumcarbonat)
- 1 Liter Wasser

Mit der Küchenreibe die Kernseife fein raspeln. 500 ml heißes, aber nicht mehr kochendes Wasser dazugeben. Mit dem Schneebesen verquirlen, bis die Seife aufgelöst ist. Soda hinzutun und wieder verquirlen. Die Mischung in einen Kanister oder eine gut ausgespülte Waschmittelflasche füllen, die Verschlusskappe dient später als Maß. Eine Stunde ziehen lassen, ab und zu vorsichtig schütteln. Nochmals 500 ml heißes Wasser hinzufügen. Bis zur vollständigen Abkühlung wieder vorsichtig schütteln. Das fertige Waschmittel ist milchig und aufgequollen.

2 bis 3 Verschlusskappen reichen für eine Waschlading. Wolle und auch Seide dürfen wegen der entfettenden Wirkung dieses Waschmittels nicht gewaschen werden.

Kosten pro Liter: circa 50 Cent



FOTO Janne Peters

Erfolgsrezept für Berlin:

Bioabfälle werden zu Kompost und Biogas veredelt – ein Gewinn für die Umwelt.

Kartoffel-Tortilla

Zutaten (für 4 Personen)

- 700 g Kartoffeln
- 6 bis 8 Eier
- Salz
- Pfeffer
- Zwiebeln
- 1 EL Thymian
- Muskat
- ¼ l Olivenöl
- Schnittlauch

Zubereitung

Kartoffeln schälen und in ca. 1 cm große Würfel schneiden. Reichlich Öl in eine Pfanne geben und mit dem Thymian vorsichtig erhitzen – Olivenöl darf nicht zu heiß werden. Die Kartoffelwürfel bei mittlerer Hitze ca. 15 Minuten frittieren. Nach knapp 10 Minuten die gehackten Zwiebeln hinzufügen. Sobald die Kartoffeln goldbraun sind, Kartoffeln und Zwiebeln mit einem Schaumlöffel aus der Pfanne nehmen und auf Küchenpapier abtropfen lassen.

Die Eier in einer Schüssel mit etwas Salz, Pfeffer und Muskat verquirlen. Die noch warmen Kartoffeln dazugeben. Eine

Pfanne mit etwas Öl stark erhitzen, dann die Kartoffel-Ei-Masse bei geringer Hitze anbraten. Sobald sie anfängt zu stocken, kann die Tortilla gewendet werden. Dazu einen Teller verkehrt herum auf die Pfanne legen und beides herumdrehen, danach die Tortilla vom Teller wieder in die Pfanne gleiten lassen. Weiter auf kleiner Hitze braten, bis die Eimasse die gewünschte Konsistenz erreicht hat.

Die Tortilla noch 20 Minuten ruhen lassen. Den geschnittenen Schnittlauch über die Tortilla streuen, zum Servieren die Tortilla in Stücke schneiden.

Im Anschluss Eier-, Kartoffel- und Zwiebel-schalen in die Biogut-Tonne geben. Olé!

Wohin mit Ihrem Abfall? Gut sortiert entsorgen.

Die meisten Abfälle lassen sich heute gut recyceln. Das schont begrenzte Rohstoffe und spart jede Menge CO₂.

Voraussetzung: Sie kommen in der richtigen Tonne beim Entsorger an. Was wohin gehört, erfahren Sie hier.

Alles zum Thema Recycling auch unter www.trenntstadt-berlin.de



Wertstoffe

Verpackungen und andere Gegenstände aus:

Kunststoff

Becher, z. B. Jogurt-, Margarinebecher

Kunststoffflaschen, z. B. Pflege-, Spül-, Waschmittelflaschen, Saftflaschen

Gebrauchsgegenstände, z. B. Gießkannen, Plastikschüsseln, Spielzeug

Folien, z. B. Einwickelfolie, Plastiktüten

Schaumstoffe, z. B. Styroporschalen für Lebensmittel

Metall

Getränke-, Konservendosen, Flaschenverschlüsse

Töpfe, Werkzeuge, Besteck, Schrauben

Alufolie, -deckel, -schalen

Verbundstoff

Getränkekartons, Kaffeevakuumverpackungen

Bitte keine Elektrogeräte, Energiesparlampen, Batterien, Textilien, Datenträger und Holz!



Glas

Flaschen, z. B. Getränkeflaschen, Essig- und Ölf Flaschen

Gläser, z. B. Marmeladen- und Konservengläser sowie Gläser für Babynahrung

Bitte nach Weiß- und Buntglas trennen! Spiegel- und Fensterglas sowie Geschirr bitte in die Hausmülltonne.



Papier / Pappe

Zeitungen

Zeitschriften

Verpackungen aus Papier, z. B. Mehl- und Zuckertüten

Prospekte

Kartons, z. B. Waschmittelkartons

Kataloge

Schreibpapier

Bücher, Hefte

Kartons bitte flach zusammenfalten oder zerreißen!



Biogut

Schalen und Reste von Obst und Gemüse, auch von Zitrusfrüchten

Kaffeesatz samt Filter

Tee und Teebeutel

Eierschalen

Essensreste, auch Gekochtes

alte Lebensmittel (ohne Verpackung)

Blumen

Gartenabfälle, auch Rasenschnitt

Grün- und Strauchschnitt

Laub

Einwickelpapier, z. B. altes Zeitungs- oder Küchenpapier

Gut in Zeitungs- und Küchenpapier einwickeln, keine Plastiktüten verwenden!



Hausmüll

Hygieneartikel

Hygienepapiere

Geschirr

Staubsaugerbeutel

Papier, verschmutzt oder beschichtet

Tierstreu

Windeln

Tapetenreste

Folien, verschmutzt

Farben, eingetrocknet

Kehricht, Fegereste

Asche und Aschenbecherinhalt

Spiegel- und Fensterglasscherben

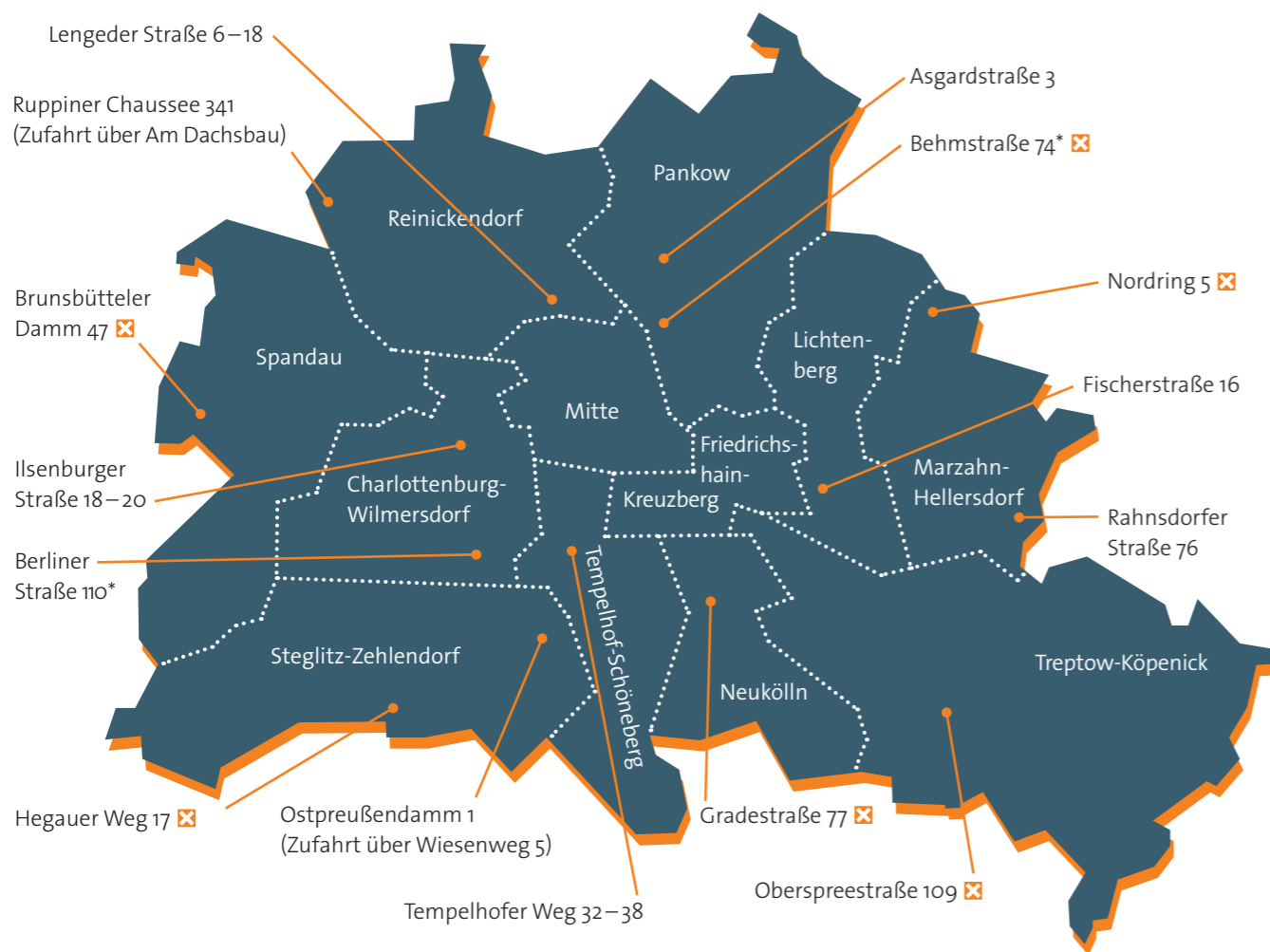
Fotos

Bauabfälle oder Schadstoffe bitte nicht in oder neben die Tonne!

Die Recyclinghöfe der BSR

Vieles, was der Eine nicht mehr braucht, wird von einem Anderen verzweifelt gesucht. Der Tausch- und Verschenkmarkt bringt beide zusammen, völlig kostenlos: www.BSR-Verschenkmarkt.de. Das ist Abfallvermeidung pur. Denken Sie beim Einkauf bitte auch an Korb oder Tasche und nutzen Sie Mehrwegangebote.

Leider lassen sich aber nicht alle Abfälle vermeiden. Die gute Nachricht: Die meisten dieser Abfälle lassen sich inzwischen recyceln. Das schont begrenzte Rohstoffe und spart jede Menge CO₂. Die Voraussetzung dafür: Abfalltrennung. Bitte machen Sie mit! Mehr Infos unter www.BSR.de.



Sperrmüll: maximal 3 m³ pro Kfz entgeltfrei
(inkl. Altholz, Metallschrott, Teppiche, Teppichboden)

Elektroaltgeräte: keine Mengenbegrenzung für private Haushalte

Schadstoffe: maximal 20 kg pro Abfallart und Tag entgeltfrei

Den **Sperrmüll-Abholservice** erreichen Sie telefonisch unter 030 7592-4900, per Mail unter Service@BSR.de oder im Internet: www.BSR.de

Öffnungszeiten:

Mo. – Mi., Fr. 07.00 – 17.00 Uhr
Do. 09.30 – 19.30 Uhr
Sa. 07.00 – 15.30 Uhr

* Öffnungszeiten Behmstr./Berliner Str.:

Mo. – Fr. 09.00 – 19.00 Uhr
Sa. 07.00 – 14.30 Uhr

☒ gleichzeitig Schadstoffsammelstelle

Zum Abtrennen und Sammeln

IMPRESSUM

Berliner Stadtreinigungsbetriebe
Anstalt des öffentlichen Rechts
Ringbahnstraße 96
12103 Berlin
Telefon 030 7592-4900 | Fax 030 7592-2262

V. i. S. d. P.

Sabine Thümler
Leiterin Kommunikation/Pressesprecherin
Telefon 030 7592-2351 | Fax 030 7513-007
E-Mail Sabine.Thuemler@BSR.de

Projektleitung Trenntstadt Berlin

Sollten Sie weitere Informationen benötigen, wenden Sie sich bitte an unsere Ansprechpartnerin Birgit Nimke-Sliwinski
Leiterin Marketing
Telefon 030 7592-2031 | Fax 030 7592-2034
E-Mail Birgit.Nimke-Sliwinski@BSR.de

Konzept

Peperoni Werbe- und PR-Agentur GmbH, Potsdam
Team Peter Eibenstein, Jochen Kirch, Jule Svoboda, Greta Taubert, Peter Qvester

Redaktionsteam

Redaktionsleitung Greta Taubert

Text Clara Bergmann, Hannah Boeddeker, Alex Bohn, Christine Dohler, Lars Gaede, Max Gehry, Christoph Graebel, Nunu Kaller, Klaus Marquardt, Dominik Schottner, Carmen Vallero

Gestaltung Tidian Camara, Julia Fernández, Anika Lehnen, Jule Svoboda

Illustration Paula Camara, Tidian Camara, Juliane Filep, Julia Fernández, Peer Kriesel

Beratung Franziska Voß

Druck

Königsdruck GmbH
Alt-Reinickendorf 28, 13407 Berlin
Klimaneutral gedruckt
auf 100 % Recyclingpapier mit dem Blauen Engel

Online

Alle Inhalte des TrenntMagazins, Ansprechpartner für die einzelnen Müllfraktionen, Hintergründe zur Abfalltrennung in Berlin und Wissenswertes rund um die Kampagne „Trenntstadt Berlin“ können Sie auch online unter www.trenntstadt-berlin.de nachlesen.

Urheberrecht

Alle im TrenntMagazin abgedruckten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck oder anderweitige Verwendung ist nur mit vorheriger Genehmigung des Herausgebers gestattet.

ZEITEN DES UMBRUCHS

Die Baubranche giert nach Material – Millionen Tonnen Stein und Sand schaufeln Bagger jedes Jahr aus dem Boden. Gleichzeitig bleiben riesige Schuttberge zurück. Was entsteht, wenn Ruinen wieder auferstehen?

Während die Schweiz – aus Steinmangel – Beton schon lange als Baumaterial zurückgewinnt, starten in Berlin gerade die ersten Pilotprojekte. Auch PVC-Fenster, die lange als ökologische Katastrophe galten, haben deutsche Fensterbauer als Recyclingobjekt entdeckt.

Wir besichtigen Bauwerke aus Europaletten, klettern in ein Minihaus aus einem Futtersilo und erkunden das erste deutsche Earthship. Während Restauratoren sich schon lange Türgriffe und Beschläge aus alten Häusern sichern, verpflanzt ein Zimmermann ganze Häuser, Mühlen oder Katen. Die Geschichte zeigt: Häuser sind nicht so immobil, wie wir glauben. Was in ihnen steckt, lässt sich weitertragen.

Das nächste TrenntMagazin erscheint im Herbst 2016.

GETRENNT BEFRAGT

Immer mehr Modehersteller bieten ihren Kunden an, abgetragene Kleidung zurückzunehmen und sie zu recyceln. Aber welchen ökologischen Nutzen hat das tatsächlich? TrenntMagazin will wissen:

SOLLEN MODEKETTEN IHRE ALTKLEIDER WIEDER ZURÜCKNEHMEN?



JA

H&M möchte die Art und Weise verändern, wie Kleidung produziert, genutzt und entsorgt wird, und hat sich das Ziel gesetzt, den Textilkreislauf zu schließen. Deshalb haben wir Anfang 2013 als erstes Modeunternehmen eine langfristige Kleidersammlungs-Initiative ins Leben gerufen. Weltweit können in unseren Geschäften Altkleider aller Marken abgegeben werden. Vergangenes Jahr lancierte H&M die zweite Kollektion mit Produkten, die aus recycelten Textilfasern aus im Store gesammelten Altkleidern hergestellt war.

Der Voucher, der bei der Abgabe ausgehändigt wird, ist als ein Dankeschön zu verstehen. Wir möchten eine einfache Lösung für jene Kunden bieten, die ihre Altkleider bisher im Hausmüll entsorgt haben, und streben damit keinen Gewinn an. Für jedes gesammelte Kilo gehen 2 Cent an die Organisation „Menschen für Menschen“. Das weitere Geld, das H&M mit der Initiative einnimmt, wird an die H&M Conscious Foundation gespendet und sowohl für Forschungsprojekte für einen geschlossenen Textilkreislauf als auch für soziale Projekte entlang der Wertschöpfungskette von H&M eingesetzt.

Anna-Kathrin Büniger
ist CSR Project Manager
der H&M Hennes & Mauritz BV. & Co. KG



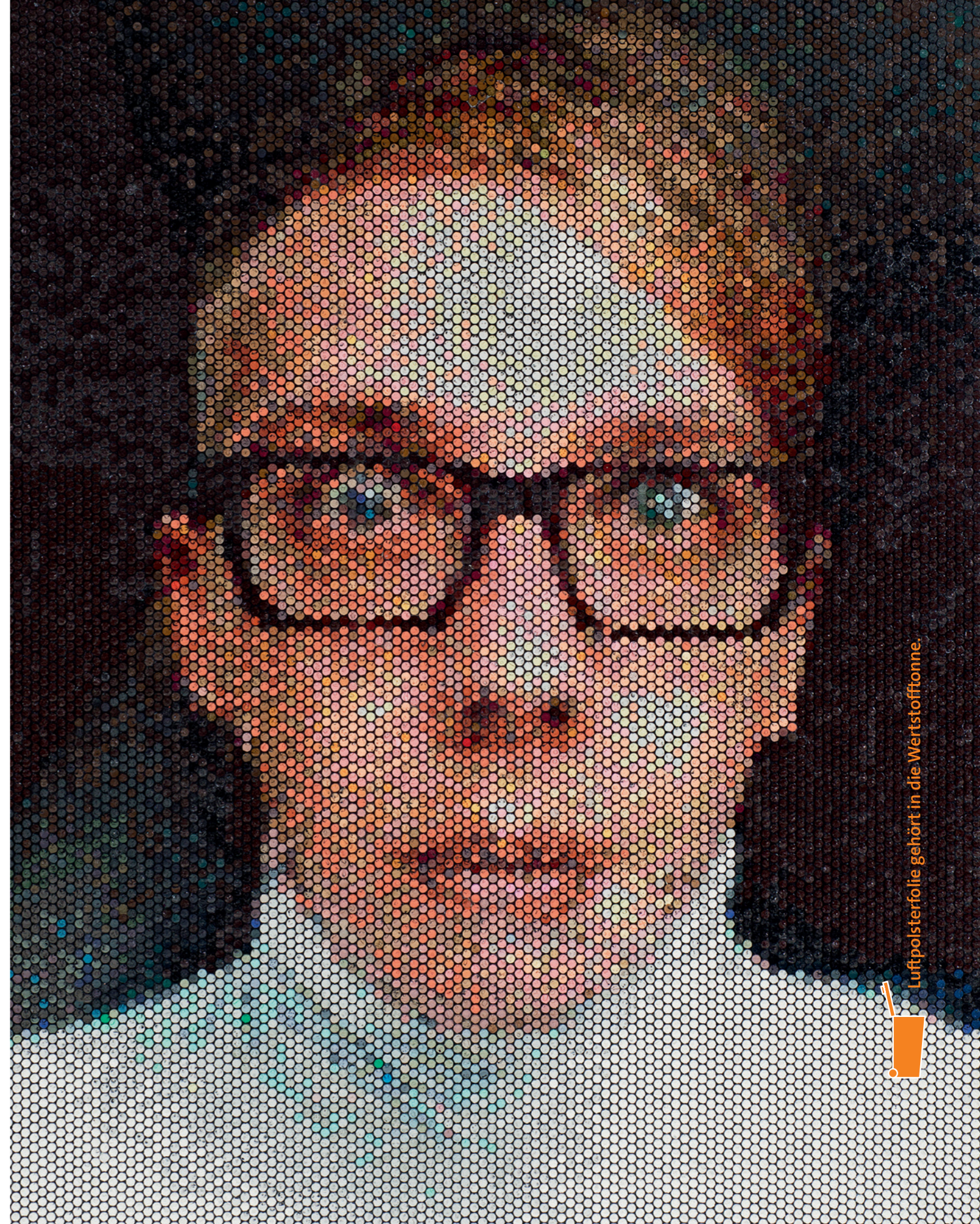
NEIN

Prinzipiell begrüßen wir jede Initiative, die darauf abzielt, die Produktion und den Konsum von Bekleidung nachhaltiger zu gestalten. Einen echten ökologischen Zusatznutzen für die Umwelt leisten die Rücknahmesysteme der Modeketten allerdings nicht. Denn in Deutschland existiert bereits ein etabliertes und flächendeckendes Netz von Kleidersammlungen.

Darüber hinaus geben die Rücknahmesysteme vor, den Müllberg verkleinern zu wollen, animieren aber durch Rabattaktionen zum Kauf weiterer Kleidung. Das ist ein Widerspruch in sich. Letztlich wird so der Absatz der eigenen Neutextilien angekurbelt. Damit ist die Sammlung der Modeketten aus unserer Sicht eher ein Marketinginstrument, um Kunden in die Läden zu locken und an sich zu binden. Was zunächst nach Umweltengagement aussieht, entpuppt sich bei näherer Betrachtung als eine Werbeaktion zur Umsatzsteigerung und Imagepflege. Wir empfehlen daher gemeinnützige Kleidersammlungen für soziale Zwecke. Ökologisch sinnvoller ist es allemal, bereits beim Kauf auf Qualität zu achten, damit die Stücke möglichst lang tragbar bleiben. Auch Secondhand-Shops können eine spannende und individuelle Alternative sein.

Thomas Ahlmann
ist verantwortlich für die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
beim Dachverband FairWertung e. V.

ILLUSTRATIONEN Peer Kriesel | RELIEF rechts Bradley Hart; Courtesy: Anna Zorina Gallery, New York City



Luftpolsterfolie gehört in die Wertstofftonne.

Biovorsortierbehälter

5,30 €

zzgl. Versand



www.BSR.de/Biogut

